

Philosophischer und wissenschaftlicher Styl.

Über die Muße.

Von Garve.

Unter Muße verstehe ich die Lage eines Menschen, in welcher es ihm frey steht, sein Gemüth mit demjenigen Gegenstände zu beschäftigen, welcher ihm am besten gefällt.

Die Hauptsache bey derselben ist also, die innere Freyheit des Geistes in Absicht der Richtung seiner Aufmerksamkeit, und des Gebrauches seiner Kräfte überhaupt.

Der Muße stehen zwey verschiedene Lebensarten entgegen: das geschäftige, und das zerstreute Leben. In dem ersten sind es aufgegeben und befohlene Arbeiten, in dem andern sind es verabredete Vergnügungen, welche das Gemüth zu bestimmten Zeiten, auf eine von seiner freyen Wahl unabhängige Art, fortdauernd beschäftigen. Der Hofmann, in aller seiner Herrlichkeit, hat so wenig Muße, als der Tagelöhner oder Handwerksgefelle, der für sein Brot arbeitet. Beyde stehen unter einem Herrn, beyde sind eingespannt in ein Joch, unter welchem sie ihren vorgezeichneten Weg, einen Tag, wie den andern, wandeln müssen.

Von der Muße ist der Müßiggang sehr weit unterschieden. Dieser ist Unthätigkeit; jener ist die äußere Möglichkeit einer freywilligen, selbstgewählten, also der edelsten Thätigkeit.

Es kommt auf die Stärke des freyen Geistes an, ob eine gewisse Lage ihm Muße gewähren soll. Geschäfte, die den einen Menschen zu Boden drücken, die ihn nicht frey athmen lassen, sind dem andern ein Spiel, und hindern ihn nicht, sein Nachdenken über andere Gegenstände auszubreiten, gesetzt

auch, daß sie ihm nicht erlaubten, ihnen einen eigenen Zeitraum zu widmen. Der eine wird, durch den Rausch zu vieler gesellschaftlicher Ergeßungen, trunken, und vergiftet sich, seine Pflichten und alles vernünftige Nachdenken. Der Andere lebt in eben dem Geräusch, und bleibt nüchtern, seiner mächtig, ein denkender Mann, vielleicht ein beobachtender Philosoph. — Jedem Menschen ist diejenige Lage schädlich, welche ihm seine Geistesfreyheit raubt, und seine Vernunft verdunkelt. Es ist daher das arbeitsame und das zerstreute Leben von sehr verschiedenem Einflusse auf verschiedene Menschen. Die Schwachen werden durch das erste bloße Routiniers, durch das andere leichtsinnig, leer oder ausschweifend. Die Starken hingegen können durch die Arbeit gelübt, und durch die Zerstreuung verfeinert werden, ohne von ihren natürlichen Anlagen etwas einzubüßen.

Weil aber doch nur wenige Menschen diese überwiegende Selbstmacht haben, welche die Menge aufgedrungener Objecte, es mögen ernsthafte oder ergeßende seyn, gleichsam zu überwältigen und so zu bearbeiten wüßten, daß ihre intellectuelle und moralische Vollkommenheit darunter nicht litte: so ist es allerdings etwas Wünschenswürdiges für einen an sich thätigen und fähigen Geist, von diesem Dringen und Drängen äußerer Gegenstände frey zu seyn, und weder durch einen Obern, noch durch die Noth, noch durch die bloße Lage in der Welt, immer von einer Beschäftigung, von einer Idee zur andern getrieben zu werden. Wenn diese äußere Losspannung einem Manne von ausgezeichneten Talenten und edeln Gesinnungen zu Theil wird, einem Manne, der, durch eigenen Trieb, mit Wahrheit und Tugend unablässig beschäftigt ist: dann ist sie wirklich, wie Sokrates sie nannte, etwas Heiliges, ein ehrwürdiger Zustand, ähnlich dem, in welchem wir uns das höchste Wesen vorstellen.

Gelassene, ruhige Thätigkeit ist an sich schon eine herrliche Eigenschaft. Thätigkeit aus eigener Wahl ist ein zweyter königlicher Vorzug. Wenn sie nun auch noch ununterbrochen auf einen großen und gemeinnützigen Zweck gerichtet seyn kann,

weil keine größere Störung sie abrucht: dann kann sie den Menschen hoch erheben, und der Welt wichtige Dienste leisten.

Aber für den unvollkommenen Menschen, der noch auf den ersten Stufen seiner Ausbildung steht, ist Muße kein schicklicher Boden, in dem er gedeihen könnte. So wie bey allen Menschen äußere Gegenstände zuerst die Sinne in Bewegung setzen müssen, ehe ihr Verstand anfängt sich zu äußern: so müssen bey den meisten Menschen aufgegebene Geschäfte erst ihre geistigen Kräfte in eine regelmäßige Wirksamkeit bringen, ehe sie, sich selbst überlassen, zur Vervollkommnung des Menschen selbst, oder zum Besten der Welt mit Erfolg arbeiten können.

Der dumme Mensch schläft ein, sobald er mit seinen Händen und Füßen nichts mehr zu thun hat. Der halbgebildete Geist verlangt wenigstens einen ihm von Andern für sein Nachdenken vorgelegten Gegenstand; er hat eines Anstoßes und einer Richtung nöthig, die ihm nur durch die Pflichten eines gewissen Amtes oder durch die Geschäfte eines bestimmten Berufs gegeben werden können. Es sind nur die ausgewählten Menschen; die, wie Cicero es vom Africanus sagt, dann am lebhaftesten sich zu beschäftigen wissen, wenn sie am meisten von aller Nothwendigkeit zu arbeiten frey sind.

Die taumelnde Bewegung der Sonnenstäubchen ist das Bild unruhiger Geschäftigkeit; die Bewegung der himmlischen Körper ist das Bild der thätigen Muße. Die Eile und das beständige Zurückprallen ist der Charakter der ersten; die Beständigkeit und das sichere, obgleich langsame Gelingen zum Ziele unterscheidet die zweyte.

Wer könnte von der Muße reden, ohne des Landlebens und der Wissenschaften zu gedenken? An keinem Orte ist die Muße so erwünscht, als auf dem Lande; mit keinem Gegenstande kann sie so völlig ausgefüllt werden, als mit der Cultur der Wissenschaften. Die Stadt ist der Sammelplatz der Gewerksarbeiten, der Standort der Regierungsgeschäfte und der Zerstreuungen: das Land ist der Aufenthalt der Ruhe, der Sitz

des Nachdenkens, der Freyheit, und der selbstgewählten Beschäftigung. Schon der bloße Anblick der Natur und ihrer Abwechselungen biethen dem geschäftlosen Manne eine immer bereit liegende Quelle von Vergnügen und Unterhaltung, und vielleicht die einzige dar, die auf lange Zeit aushält, und ganz in seiner Gewalt steht. Aber wie reich ist diese Natur nicht erst an Geistesnahrung und Arbeitstoff, für den, welcher sie entweder in ihrer verborgenen Wirksamkeit zu beobachten weiß, oder der sich durch die Empfindungen, welche sie erregt, zu höhern Betrachtungen erwecken läßt. Welch glücklicher Zustand, wenn der Mensch einen, zwar nur sehr kleinen Theil des großen Universums, geschmückt mit allen Reizen des Frühlings, vor sich liegen, und dessen lebendige Kräfte sich vor seinen Augen entwickeln sieht, indem er zugleich über das Ganze, über den Ursprung desselben, über seine empfindenden und vernünftigen Bewohner, über die Veränderungen, die mit denselben vorgegangen sind, und über die vermuthlichen Schicksale, für die sie aufbehalten sind, nachdenkt.

Nie wird mir das Alterthum und die Geschichte interessanter, als wenn die gemeinschaftlichen Objecte, welche alle Generationen gesehen, und die gemeinschaftlichen Freuden, welche alle genossen haben, mir eben jetzt gegenwärtig sind, und Sinne und Verstand beschäftigen. Auch sie, jene Helden und Weisen der Vorzeit, sahen diese Sonne, und erwärmten sich an ihren Strahlen; auch sie freuten sich des wiederkehrenden Frühlings, und wurden auf ihren Fluren und Wiesen von denselben Gestalten, Farben, Tönen, Gerüchen, als ich, ergetzt und erquickt. Oder ist es die unsichtbare Welt, der Geist des Menschen, Gott, und die Zukunft, auf welche mein Nachdenken gerichtet ist: was führt mich mehr in sie hinein, was unterstützt das Bestreben der Vernunft, über die Sinnlichkeit empor zu steigen, durch mehr analoge Empfindungen, als die in die Augen fallende Harmonie von Himmel und Erde, zum Entstehen und Wachsen der künstlich gebauten Pflanzen, zum Leben und Vergnügen der empfindenden Thiere. Kommen

Augenblicke der Ermattung, wo die Geisteskräfte sinken und der Faden der Untersuchung abreißt: gleich sind sinnliche Gegenstände bey der Hand, welche, auch unabhängig vom Nachdenken, vergnügen können, — Gegenstände, welche den Geist, ohne ihn zu zerstreuen, abspannen, die Lebensgeister erfrischen, und den Menschen, nach einigen Augenblicken der Ruhe, gestärkt wieder an seine Arbeit gehen lassen.

Das Landleben wird wenigen Menschen lange gefallen, wenn sie nicht entweder das Land selbst, welches sie bewohnen, oder an dessen Stelle das Feld der Wissenschaft und der Literatur anbauen. Auf der andern Seite wird Einsamkeit und Studiren selbst dem, welcher sich, unabhängig von andern Menschen, zu vergnügen und zu beschäftigen am besten versteht, weit eher lästig, wenn er in die Mauern einer Stadt eingeschlossen ist.

Natur und Wissenschaft sind für einander gemacht. Gene stellt den Menschen die äußern Gestalten, und die sichtbaren Abwechselungen der Dinge vor Augen, deren innere Natur und Triebfedern diese untersucht. In dem vereinigten Genusse von beyden kann er es, ohne andere Geschäfte oder Vergnügungen zu bedürfen, am längsten aushalten. Und hat er nur Einen Freund bey sich, welcher den Geschmack an der Natur und die Liebe zur Wissenschaft mit ihm gemein hat; ist es ihm in seiner Lage nur noch möglich, einigen Personen wohl zu thun, und Andern Dienste zu leisten: o dann kann er bey dieser ländlichen Muße so thätig und so glücklich seyn, als die eingeschränkte Natur des Menschen es nur immer erlaubt.

Über Einfachheit und Klarheit.

Vom Hofrath Moriz.

Wo nur irgend, nach der langwierigen Barbarey, den Wissenschaften ein neues Licht angezündet ist, und die Kunst ihr Haupt empor gehoben hat, da hat man sich, statt neue Verzierungen auszudrücken, der edeln Einfachheit der Griechen und Römer wieder zu nähern gesucht.

Man fing damit an, jedes schöne Überbleibsel des Alterthums wie ein kostbares Kleinod zu betrachten; man wallfahrte nach antiken Bildsäulen und Ruinen. Bereichert mit den Schätzen der alten Kunst, kehrte der Künstler wieder in sein Vaterland zurück, und mit ihm der wohlthätige Genius, welcher neue Wärme und neues Leben um sich her verbreitete.

So wie der gebildete Geist im Denken Ordnung, Licht und Klarheit liebt, so muß auch in der Kunst das Wohlgeordnete, was leicht zu durchschauen und ohne Mühe zu umfassen ist, vor dem Verwickelten, Verwirrten und Unbehülflichen nothwendig den Vorzug haben.

Auf Leichtigkeit der Übersicht kommt ja im Denken alles an, und so auch in der Kunst. — Alles, was daher die leichte Übersicht des Ganzen stört, mag es, an sich und einzeln betrachtet, auch noch so vielen Reiz haben, ist in der Kunst eben so verwerflich, als in Gegenständen des Denkens ein mäßiges Spiel der Einbildungskraft ist, das nicht zur Sache gehört.

So wie Jemand, der eine Sache deutlich einseht, sie mit der leichtesten Mühe bearbeitet, da hingegen ein Anderer mit der größten Anstrengung nicht zu seinem Zwecke gelangt: so ist auch der Künstler nur durch die leichte Übersicht seines Gegenstandes mächtig, durch die Kunst auf das Gemüth zu wirken, und die Aufmerksamkeit zu fesseln. Denn indem er alles Einzelne so darzustellen weiß, daß man dadurch nicht befriedigt, sondern immer auf ein größeres Ganze hingezogen wird, hat er das Gemüth gleichsam in seiner Gewalt, und wirkt unwiderstehlich auf dasselbe.

Dieser erste Grundsatz ist so fest, daß gar kein Zweifel dagegen Statt findet: wer die einzelnen Theile oder die Verzierungen in einem Kunstwerke so hervor stehend macht, daß meine Aufmerksamkeit dadurch zerstreut, und die Übersicht des Ganzen mir dadurch erschwert wird, der hat auch gewiß das Ganze selbst verunstaltet, statt es zu verschönern.

Wie nun die männliche Denkart sich dadurch von der kindischen unterscheidet, daß sie einen festen Plan verfolgt, und

sich durch die Spiele des Zufalls in den einzelnen Momenten von ihrem Hauptgegenstande nicht ablenken läßt: so unterscheidet sich auch in den Künsten der edle und männliche Geschmack dadurch von dem kleinlichen und kindischen, daß er nichts duldet, wodurch die Einbildungskraft zu unnützen Spielen verleitet, und die Aufmerksamkeit der Seele von dem Hauptgegenstande abgelenkt wird.

Zwar spielt die Kunst immer, aber selbst mit dem Spiele muß doch ein gewisser Grad von Ernst und Aufmerksamkeit verknüpft seyn, wenn es nicht langweilig und abgeschmackt werden soll; wo nun dieser Ernst und die Aufmerksamkeit ganz mangelt, da fällt das Spiel selbst wieder ins Kindische, und dieß heißt dann nach Lessing's Ausspruch:

„mit dem Spiele spielen.“

Sobald man sich dieß erlaubt, wird freylich die Mannigfaltigkeit gränzenlos, aber eben deswegen wird sie auch langweilig und fade werden, weil sie keinen Vereinigungspunct mehr hat, woran man das Einzelne knüpfen könnte, und wodurch die Vergleichungskraft unserer Seele beschäftigt würde.

Daher ist nichts langweiliger und tödtender für den Geist, als bloße Abwechslung und bloße Mannigfaltigkeit ohne Plan und Zweck. Wo diese herrschend ist, da erliegt das Emporstreben der Denkkraft, und jede edle und große Empfindung unter dem Drucke einer Menge von Kleinigkeiten, die alle zusammen genommen nicht der Mühe des Denkens werth sind.

Indem wir uns nun an die Alten schließen, so heben wir uns auch zu ihrer männlichen Denkart wieder empor; denn sie waren Künstler mit der Einbildungskraft und mit dem Verstande zugleich; diejenigen, welche von ihnen abwichen, waren bloß Künstler mit der Einbildungskraft: es war ihnen gleichsam zu lästig, den Flug der Einbildungskraft immer wieder zurück zu rufen; sie ließen sich durch ihren Gegenstand selber, mit einer Art von Vergnügen, in Labyrinth verleiten, statt daß sie hätten wünschen sollen, desselben immer Meister zu seyn, und ihn in ihrer Gewalt zu haben. Ihre Zusammen-

setzungen verhielten sich daher zu den Kunstwerken der Alten, wie ein arabisches Feenmärchen zu der Iliade des Homer.

Grundsätze der Diätetik.

Von Kant.

Auf Gemächlichkeit muß die Diätetik nicht berechnet werden: denn diese Schonung seiner Kräfte und Gefühle ist Verzärtelung, d. i. hat Schwäche und Kraftlosigkeit zur Folge und ein allmähliges Erlöschen der Lebenskraft, aus Mangel der Übung; so wie eine Erschöpfung derselben durch zu häufigen und starken Gebrauch derselben. Der Stoicism, als Princip der Diätetik, (sustine et abstine) gehört also nicht bloß zur praktischen Philosophie, als Tugendlehre, sondern auch zu ihr als Heilkunde.

Diese ist alsdann philosophisch, wenn bloß die Macht der Vernunft im Menschen, über seine sinnlichen Gefühle durch einen sich selbst gegebenen Grundsatz Meister zu seyn, die Lebensweise bestimmt. Dagegen, wenn sie diese Empfindung zu erregen oder abzuwehren die Hülfe außer sich in körperlichen Mitteln (der Apotheke, oder der Chirurgie) sucht, sie bloß empirisch und mechanisch ist.

Die Wärme, der Schlaf, die sorgfältige Pflege des nicht Kranken sind solche Verwöhnungen der Gemächlichkeit.

1) Ich kann, der Erfahrung an mir selbst gemäß, der Vorschrift nicht bestimmen: „man soll Kopf und Füße warm halten.“ Ich finde es dagegen gerathener, beyde kalt zu halten (wozu die Russen auch die Brust zählen); gerade der Sorgfalt wegen, um mich nicht zu verkälten. Es ist freylich gemächlicher, im laulichen Wasser sich die Füße zu waschen, als es zur Winterszeit mit beynabe eiskaltem zu thun; dafür aber entgeht man dem Übel der Erschlaffung der Blutgefäße in so weit vom Herzen entlegenen Theilen, welches im Alter oft eine nicht mehr zu hebende Krankheit der Füße nach sich zieht. Den Bauch, vornehmlich bey kalter Witterung, warm zu halten, möchte eher zur diätetischen Vorschrift, statt der Gemäch-

lichkeit gehören, weil er Gedärme in sich schließt, die einen langen Gang hindurch einen nicht flüssigen Stoff forttreiben sollen.

2) Lange oder (wiederhohlentlich, durch Mittagsruhe) viel schlafen, ist freylich eben so viel Erspatniß am Ungemache, was überhaupt das Leben im Wachen unvermeidlich bey sich führt, und es ist wunderbarlich genug, sich ein langes Leben zu wünschen, um es größten Theils zu verschlafen. Aber das, worauf es hier eigentlich ankommt, dieses vermeinte Mittel des langen Lebens, die Gemächlichkeit, widerspricht sich in seiner Absicht selbst. Denn das wechselnde Erwachen und wieder Einschlummern in langen Winternächten ist für das ganze Nervensystem zermalmend und in täuschender Ruhe kraftererschöpfend: mithin die Gemächlichkeit hier eine Ursache der Verkürzung des Lebens. — Das Bett ist das Nest einer Menge von Krankheiten.

3) Im Alter sich p flegen oder p flegen zu lassen, bloß um seine Kräfte, durch die Vermeidung der Ungemächlichkeit (z. B. des Ausgehens im schlimmen Wetter), oder überhaupt die Übertragung der Arbeit an Andere, die man selbst verrichten könnte, zu schonen, so aber das Leben zu verlängern, diese Sorgfalt bewirkt gerade das Widerspiel, nämlich das frühe Altwerden, und Verkürzung des Lebens. —

Übrigens ist das Philosophiren, ohne darum eben Philosoph zu seyn, auch ein Mittel der Abwehrung mancher unangenehmen Gefühle, und doch zugleich Agitation des Gemüths, welches in seine Beschäftigung ein Interesse bringt, das von äußern Zufälligkeiten unabhängig, und eben darum, obgleich nur als Spiel, dennoch kräftig und inniglich ist, und die Lebenskraft nicht stocken läßt. Dagegen Philosophie, die ihr Interesse am Ganzen des Endzwecks der Vernunft hat, ein Gefühl der Kraft bey sich führt, welches die körperlichen Schwächen des Alters in gewissem Maße durch vernünftige Schätzung des Werths des Lebens wohl vergüten kann.

Über die Hypochondrie.

Von Ebendemselben.

Die Schwäche, sich seinen krankhaften Gefühlen überhaupt, ohne ein bestimmtes Object, muthlos zu überlassen (mithin, ohne den Versuch zu machen, über sie durch die Vernunft Meister zu werden — die Grillenkrankheit, hypochondria vaga), welche gar keinen bestimmten Sitz im Körper hat, und ein Geschöpf der Einbildungskraft ist, und daher auch die dichtende heißen könnte, wo der Patient alle Krankheiten, von denen er in Büchern liest, an sich zu bemerken glaubt, ist gerade das Widerspiel jenes Vermögens des Gemüths, über seine krankhafte Seele Meister zu seyn, nämlich Verzagtheit über Übel, welche Menschen zustossen könnten, zu brüsten, ohne wenn sie kämen, ihnen widerstehen zu können; eine Art von Wahnsinn, welchen freylich wohl irgend ein Krankheitsstoff (Blähung oder Verstopfung) zum Grunde liegen mag, der aber nicht unmittelbar, wie er den Sinn afficirt, gefühlt, sondern als bevorstehendes Übel von der dichtenden Einbildungskraft vorgespiegelt wird; wo dann der Selbstquäler, statt sich zu ermannen, vergeblich die Hilfe des Arztes ansucht, weil nur er selbst, durch die Diätetik seines Gedankenspiels, belästigende Vorstellungen, die sich unwillkürlich einfänden, und zwar von Übeln, wider die sich doch nichts veranstalten ließe, wenn sie sich wirklich einstellten, aufheben kann.

Über moralisches Selbstgefühl und Eigendünkel.

Von D. Jenisch.

Echtes moralisches Selbstgefühl macht den Menschen nie stolz in dem tadelhaften Sinne des Wortes: denn gerade dieses Selbstgefühl lehrt ihn ja, jedes seiner vernünftigen Mitwesen als mit denselben großen Kräften und Anlagen begabt schätzen. Eben so wahr als fein empfunden ist daher Kant's Bemerkung, über die besondere Mischung von Edel-

muth und Demuth, welche gleichsam das Element des moralischen Gefühls ausmacht.

Je schwieriger aber und je feltner der Mensch sich bis zu dieser Reinheit des Moralismus erhebt: desto leichter wird er durch alles das, was denselben bloß weckt und verbreitet, durch erweiterte Einsichten also, durch ausgebildetes Talent und durch Verfeinerung jeder Art, verleitet, voll Eigendünkel auf diejenigen herabzusehen, welche dieser Vorzüge entbehren.

Eigendünkel erfüllt die Tochter, welche bey einem Roman aus der Lese-Bibliothek empfindelt, indeß ihre biedere Mutter sich bey einem Andachtsbuche erbaut: Eigendünkel den Sohn, der das Schauspiel besucht, unterdeß sein weniger gebildeter Vater sich, in der Gesellschaft einiger Leute von alter Sitteneinfalt, von ökonomischen Angelegenheiten unterhält: nicht ohne geheime Verachtung blickt der junge Ladendiener auf seinen alten würdigen Herrn, der von allen den verfeinerten Genüssen entfernt lebt, ohne welche er, der Diener, sich wie vernichtet fühlen würde.

Aber dieser Eigendünkel, der sich einstweilen im Gefolge der Aufklärung findet, beweiset nichts mehr und nichts weniger, als die alte Wahrheit, daß der Mensch sehr oft den Schein statt der Wahrheit ergreift, und daß jener ihn eben so stolz macht, als diese ihn zur wahren Demuth zurückführen würde.

Über die Vernünfteley.

Von Ebendemselben.

Wo viel gedacht wird, wird auch viel geurtheilt, besprochen und getadelt: Vernünfteley ist daher auch im Gefolge des erwachenden und lebhaft angeregten Denkgeistes. Führt doch, leider! wegen der angeborenen Beschränkung der menschlichen Natur, der Weg der wahren Vernunftentwicklung, nicht eine kleine Strecke, durch den krummen Nebenpfad der Vernünfteley, diesen Ausdruck selbst in dem Sinn der leeren,

grundlosen und irrigen Begriffsverkettung bedeutet. Unsere wichtigsten Lehren und Grundsätze der Religion, der Moral, der Metaphysik — welche eine endlose Reihe von irrigen Begriffen, von Fehlschlüssen, von Vernünfteleyen also, haben sie gleichsam zu ihren Vorgängern gehabt! Welch ein ungeheurer Schutt von Irrthümern, von Halb- und Bahnbegriffen liegt, möchte man ausrufen, über dem unergründlich tiefen Brunnen der Wahrheit! und bedeckt beydes, unsere Vernunft und unsere Erfahrungswissenschaften, die, erst aus diesem Schutt heraus gehoben, in ihrer natürlichen Reinheit glänzen. So — in speculativen, und so — in praktischen Dingen.

Die in unsern Tagen gewöhnliche und der Aufklärung so höchst vortheilhafte Popularisirung jeder Art von Kenntniß und Wissenschaft ist für Vernünfteley sehr verführerisch. Denn unter den vielen und mannigfaltigen Begriffen, welche, durch den herrschenden Schreib- und Lesegeist, der Mittelclasse von Denkern, so wie nicht weniger dem gemeinen Mann mitgetheilt werden, gibt es ohne Zweifel auch einige, und zum Theil sehr fruchtbare und einflußreiche, welche von derselben, nur halbgefaßt, sehr verwirrt gedacht, und unrichtig angewendet werden.

Daselbe gilt von dem jugendlichen Alter, welches durch die allerneueste und gewiß zweckmäßigste Art des Unterrichts, durch die encyclopädische, gebildet, und früh zur Lectüre der verschiedenartigsten Schriften gewöhnt, sich nur zu leicht ein Urtheil zutraut, und entscheidend abspricht über Dinge, zu deren richtiger Ansicht mehr Kenntnisse und geprüftere Erfahrungen, als die seinigen, erfordert werden.

Über die üble Laune.

Von Pockels.

Die üble Laune verleitet uns oft, alles schwarz zu sehen, wenn auch der Himmel um uns her heiter und freundlich ist; sie dringt uns sogar in einzelnen Momenten den Menschenhaß, wenigstens die Menschenverachtung auf, wohl gar selbst gegen

diejenigen, denen wir Liebe und Dankbarkeit schuldig sind. Sie entrüstet sich selbst gegen das Wahre, Schöne und Gute, wenn es nicht mit ihren Verfinsterungen und lächerlichen Einseitigkeiten zusammen stimmt; sie legt den edelsten Handlungen eigennützige Zwecke und unreine Absichten unter, und macht uns gegen uns selbst also so mißtrauisch, daß wir mit Schüchternheit den Blick von uns abwenden, damit sie ja nicht in ihrer Alleinherrschaft gestört werde.

Wir können es nicht immer angeben, wie sie kommt und entsteht. Oft ist sie wohl ganz körperlich; oft liegt sie in Verwöhnungen unseres Charakters, unserer Sinnesart, unserer Empfindsamkeit, unserer unrichtigen Ansichten der Welt, und unserer Unzufriedenheit mit anderen Menschen; oft stimmen Körper und Gemüth zu ihrer Entstehung mit einander überein.

Die aus körperlichen Ursachen entstandene üble Laune ist wohl die gewöhnlichere, ohne daß wir immer ihren Sitz in dieser aus unzähligen Empfindungs-Werkzeugen zusammen gesetzten Maschine bestimmt angeben können, und ohne daß wir jedes Mal wirkliche Schmerzen leiden. Sie ist vielmehr eine unbehagliche Beängstigung, die gleichsam unsere ganze physische Organisation gefangen nimmt, und den Mund verschließt, oder eintönig macht, und das freudige und freie Lebensgefühl in uns auf einige Zeit unterdrückt. Die üble Laune des wirklichen Kranken ist etwas ganz anderes. Der Schmerz, das Leiden dringt sie ihm auf, die zerstörte Gesundheit, der Mangel an Schlaf, an freyer Bewegung, die gänzliche Unlust des Gefühls, auch wohl die peinliche lange Weile, die besonders lebhaften Gemüthern im Krankheitszustand eigen ist, verfolgen den Niedergeworfenen, und martern ihn oft bis zur Verzweiflung.

Im Umgange mit diesen bald mehr bald weniger übellau- nigen Kranken, sind wir ihnen die menschlichste Schonung und Zartheit unseres Betragens schuldig, und wir sollten uns zu einem solchen Umgange mit Ernst und Liebe, wie zu einer Religiö- nshandlung vorbereiten. Es sind leidende Wesen, welche

die größten Ansprüche auf unsere Geduld machen dürfen, oder auch, wenn ihre Stimmung es erlaubt, von uns Aufseherungen und Zerstreuungen zu erwarten.

Die Bestimmung des Menschen.

Von Fichte.

Wäre es die ganze Absicht unsers Daseyns, einen irdischen Zustand unsers Geschlechtes hervor zu bringen: so bedürfte es lediglich eines unfehlbaren Mechanismus, der unser äußeres Handeln bestimmte, und wir brauchten nichts mehr zu seyn, als der ganzen Maschine wohl eingepasste Räder. Die Freyheit wäre dann nicht bloß vergebens, sondern sogar zweckwidrig; der gute Wille vollkommen überflüssig. Die Welt wäre höchst ungeschickt eingerichtet, und ginge mit Verschwendung und durch Umweg zu ihrem Ziele.

Aber ich bin frey; und darum kann ein solcher Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen, in welchem die Freyheit überflüssig und zwecklos ist, meine ganze Bestimmung nicht erschöpfen. Ich soll frey seyn; denn nicht die mechanisch hervorgebrachte That, sondern die freye Bestimmung der Freyheit lediglich um des Gebotnes, und schlechthin um keines andern Zweckes willen, — so sagt uns die Stimme des Gewissens — diese allein macht unsern wahren Werth aus. Das Band, mit welchem das Gesetz mich bindet, ist ein Band für lebendige Geister; es verschmäht, über den todten Mechanismus zu herrschen, und wendet sich allein an das Lebendige und Selbstthätige. Diesen Gehorsam verlangt es; dieser Gehorsam kann nicht überflüssig seyn.

Und hiermit geht die Welt heller vor mir auf, und das Grundgesetz ihrer Ordnung steht klar vor dem Auge meines Geistes. In ihr ist rein und bloß der Wille, wie er im geheimen Dunkel meines Gemüths vor allen sterblichen Augen verschlossen liegt, erstes Glied einer Kette von Folgen, die durch das ganze unsichtbare Reich der Geister hinkläuft: so wie in der irdischen Welt die That, eine gewisse Bewegung der

Materie, erstes Glied einer materiellen Kette wird, die das ganze System der Materie durchfließt. Der Wille ist das Wirkende und Lebendige der Vernunftwelt, so wie die Bewegung das Wirkende und Lebendige der Sinnenwelt ist. Ich stehe in dem Mittelpuncte zweyer gerade entgegen gesetzten Welten, einer sichtbaren, in der die That, einer unsichtbaren und schlecht-hin unbegreiflichen, in der der Wille entscheidet; ich bin eine der Urkräfte für beyde Welten. Mein Wille ist es, der beyde umfaßt. Dieser Wille ist schon an und für sich selbst Bestandtheil der übersinnlichen Welt. So wie ich ihn durch irgend einen Entschluß bewege, bewege und verändere ich etwas in dieser Welt, und meine Wirksamkeit fließt fort über das Ganze, und bringt Neues, ewig Dauerndes hervor. Dieser Wille bricht aus in eine materielle That, und diese gehört der Sinnenwelt an, und wirkt in derselben, was sie wirken kann.

Nicht erst, nachdem ich aus dem Zusammenhange der irdischen Welt gerissen seyn werde, werde ich den Eintritt in die überirdische erhalten. Ich bin und lebe schon jetzt in ihr weit wahrer, als in der irdischen; schon jetzt ist sie mein einziger fester Standpunct.

* * *

Das gegenwärtige Leben läßt sich vernünftiger Weise nicht als die ganze Absicht meines Daseyns und des Daseyns eines Menschengeschlechts überhaupt denken; es ist in mir Etwas, und es wird von mir Etwas gefordert, das in diesem ganzen Leben keine Anwendung findet, und für das Höchste, was auf der Erde hervor gebracht werden kann, völlig zwecklos und überflüssig ist. Der Mensch muß sonach einen über dieses Leben hinaus gehenden Zweck haben. Soll aber das gegenwärtige Leben, welches ihm dennoch aufgelegt wird, und das nicht lediglich zur Entwicklung der Vernunft bestimmt seyn kann, indem ja die schon erwachte Vernunft uns gebiethet, dasselbe zu erhalten, und den höchsten Zweck desselben aus allen Kräften zu befördern, — soll dieses Leben nicht völlig vergebens und unnütz seyn in der Reihe unsers Daseyns: so muß es sich zu

einem künftigen Leben wenigstens verhalten, wie Mittel zum Zwecke. Nun gibt es in diesem gegenwärtigen Leben nichts, dessen letzte Folge nicht auf der Erde bleiben, nichts, wodurch es mit einem künftigen Leben zusammen hängen könnte, außer dem guten Willen. Der gute Wille nur kann es seyn, er muß es seyn, durch den wir für ein anderes Leben, für das erst dort uns aufzustellende nächste Ziel desselben, arbeiten; die uns unsichtbaren Folgen dieses guten Willens sind es, durch die wir in jenem Leben erst einen festen Standpunct, von welchem aus wir dann weiter fortrücken können, uns erwerben. Dieß ist sonach meine ganze erhabene Bestimmung, mein wahres Wesen.

Das eigene Schicksal *).

Von Herder.

Man hört so oft die Worte: „Der Mensch hat doch ein eigenes Schicksal;“ — „sein Schicksal verfolgt ihn;“ — „es hat ihn ereilt;“ oder: „das ist nun einmahl mein Schicksal; ich muß mich d'rein ergeben.“ — Man hört sogar diesen Ausdruck von Familien, Königreichen, von Ständen und Geschäften brauchen, daß es wohl der Mühe werth scheint, zu untersuchen, was diese Worte, an denen Trost und Schrecken, Furcht und Beruhigung, die kühnsten Unternehmungen, oder die starre Verzweiflung haftet, bedeuten. Wiederum sind die Ausdrücke: „Jedermann baue sein Schicksal; man sey der Werkmeister seines Glückes;“ oder: „das Schicksal hänge von Dem und Jenem, es sey Mensch oder Umstand, ab;“ daß auch diese, oft im gegenseitigen Sinne gebrauchten Worte der Untersuchung nicht unwerth scheinen. Ueberhaupt sind Redarten im Munde des Volkes, sie mögen Irrthümer oder Wahrheit enthalten, nie unbeträchtlich. Und diese sind fast allen Nationen gemein; auch die cultivirtesten Völker des Alterthums sprechen vom eigenen Schicksal,

*) In einem gedrängten Auszuge.

von einer doppelten *Fortuna*, einem Glück- oder Unglücksbringenden *Genius* und *Dämon*. Wer auf die Zauberkraft gemerkt hat, die dergleichen Worte in den größten Verlegenheiten, in den entscheidendsten Augenblicken des Lebens haben, dem wird die Frage: „was ist denn das eigene *Schicksal*?“ gewiß nicht unwichtig scheinen.

Jeder Mensch hat sein eigenes *Schicksal*, weil jeder Mensch seine Art zu seyn und zu handeln hat. In diesem Verstande nämlich bedeutet *Schicksal* die natürliche Folge unserer Handlungen, unsere Art zu denken, zu sehen, zu wirken. Es ist gleichsam unser Abbild, der Schatten, der unsere geistige und moralische Existenz begleitet. Daß es einen solchen Zusammenhang der Dinge, mithin auch allgemeine, beständige Resultate unserer Handlungen und Gedanken gebe, kann niemand läugnen; denn, wie die alte Philosophie sagte, keine Wirkung ist ohne Ursache, keine Ursache ohne Wirkung. Wie wir gegen Andere handeln, so handeln Andere gegen uns; ja sie werden von uns gezwungen, also zu handeln. Laß es seyn, daß eine Zeitlang der Starke gegen Schwächere übermüthig seine Kräfte gebrauche; diese nehmen ab, und die Wirkung, der Ton seines Verfahrens in seinem und Anderer Gemüth ist geblieben. Er findet einen Stärkern, der mit ihm gleichmäÙig verfährt, oder ihm siebenfach vergilt; ihn findet sein *Schicksal*. Laß es seyn, daß der Gutherzige lange unterdrückt werde; mit der Zeit werden sich andere Gutherzige zu ihm sammeln, und ihre Kräfte mit den seinigen vereinen. Er wird gerettet: denn auch seine Gutmüthigkeit stand im Buche der Zeit angeschrieben, und war nichts weniger als verloren.

Wir säeten früh, was wir später ernten, und ernten werden. Die Zeit ist ein strenger Buchhalter, ein wahres *Continuum* der Dinge, das nichts überseht, das nie belüget. Frage dein Herz, und es wird dir sagen, was gebüÙt sey, oder was noch gebüÙt werden müÙe: denn dein *Schicksal* ist der Nachklang, das Resultat deines Charakters.

Das *Schicksal* scheint inconsequent mit uns zu handeln,

weil wir selbst inconsequent sind. Es ist mächtig groß, weil wir selbst sehr klein sind. Kleinheit des Geistes ist ein Attentat gegen die Natur, muß also ihr Schicksal finden.

Vermeide Jeder, so viel er kann, der Slave einer fremden Bestimmung zu werden, und baue sein eigenes Schicksal.

Am Loos eines Andern, der uns nahe ist, Antheil zu nehmen, ihm, wo wir können, mit Rath zu helfen, seine Last zu erleichtern, sein Glück zu fördern, gebiethet uns allen Menschenliebe, oft Freundschaft, Pflicht und Tugend. Aber uns selbst, vielleicht auf lebenslang, zu verlassen, um einem fremden Genius zu dienen, ihm mit Aufopferung unserer selbst blind zu folgen, das verbiethet uns unser Genius, der, wenn wir seine Warnung nicht achten, zu seiner Zeit dafür hart straft. —

Das Leben des Menschen ist auf Lebenszeiten berechnet, so auch sein Schicksal. Eine Begebenheit ist auf Momente berechnet, so auch ihr Schicksal.

Über den Zusammenhang der menschlichen Lebensalter bedarf es keiner Dissertation; wir erkennen sie alle und sehen ihren Bau auf einander. Wer im Frühlinge nicht säet, wird im Sommer nicht ernten, im Herbst und Winter nicht genießen; er trage sein Schicksal. Wer als Greis thun will und nicht mehr zu thun vermag, was er als Jüngling mit Ehren thun durfte, geräth an eine unrechte Hora; er trage sein Schicksal. Jedermann hat hierüber den Compaß in sich, der ihm sagt: „Jetzt ist es Zeit; jetzt nicht mehr Zeit. Die Stunde ist vorüber.“ Will er das Schicksal heraus fordern, so wage er's auf seine eigenen Kosten. In der Jugend darf man wagen. Wehe dem aber, der dieses über den Punct bis zum Alter hinaus treibt! Wehe dem, der von allen Wagnissen jüngerer Jahre, in welchen das Glück ihm bestand, nichts als einen üblen Namen und ein Bewußtseyn lauter nichtiger, verfehlter Pläne davon trägt! Er hat sich einen übeln Winter bereitet, und darf nicht eben mit Freude sagen: das ist mein Schicksal. —

Jede Begebenheit endlich hat ihre Momente des Daseyns; vom Kleinsten fängt sie an, steigt langsam oder schnell zu einem Höchsten, von welchem sie wieder zum Minimum sinket. Wer diese Begebenheit veranlaßt, oder in sie wirkt und eingreift, oder ihr entgegen strebt, hat diese Momente ihres Schicksals zu bemerken. Manches Feuer läßt sich im Funken ersticken; wer aber, wenn die Flamme auslodert, blind in sie hinein greift, verbreitet sie eher, als daß er sie dämpft. Was nicht gerettet werden kann, brenne; man sondere das Nächste gelegene von ihm ab, daß es an diesem fremden Schicksal nicht Theil nehme. Uble Barmherzigkeit, die den umher fliegenden Funken und Feuerbällen Häuser und Kammern öffnet! In aller Geschichte waren die Helden des Schicksals, die den Gang der Begebenheiten, die kritischen Tage der Krankheit, überhaupt die Reife der Dinge gesund zu beurtheilen wußten.

Im schönsten Sinne des Wortes ist mein eigenes Schicksal, das ich mir selbst durch Arbeitsamkeit, Mäßigung, Genügsamkeit, Verstand und Tugend erwerbe. „Wozu jemand Lust und Liebe hat, das bekommt er sein Lebelang genug,“ sagt das schöne deutsche Sprichwort. Es kommt also nur darauf an, daß man zum Rechten und Besten Lieb' und Lust habe, und es mit unablässigem Fleiße treibe. Früher oder später kommt man gewiß zum Ziele.

Sey, wer du seyn sollst, und thue das Deine; so wird dich das Glück, dein gutes Schicksal ungesucht finden; die schärfste Wage deines, keines fremden Schicksals ist in dir.

Ich sollte nun vom eigenen Schicksal ganzer Nationen reden, von dem in der Geschichte vortreffliche Cybillenblätter enthalten sind; einer andern Hora können sie werden.

Frühzeitige Inoculation des Alters.

Von Hufeland.

Ganz kann das Alter nicht verhütet werden. Die Frage ist nur: steht es nicht in unserer Gewalt, es früher oder später

herbey zu rufen? Und dieß ist denn leider nur zu gewiß. Die neuesten Zeiten liefern uns erstaunliche Beyspiele von der Möglichkeit, das Alter frühzeitig zu bewirken, und überhaupt die Perioden des Lebens weit schneller auf einander folgen zu lassen. Wir sehen jetzt (in großen Städten besonders) Menschen, welche im achten Jahre mannbar sind, im sechzehnten ungefähr den höchsten Punct ihrer möglichsten Vollkommenheit erreicht haben, im zwanzigsten schon mit allen den Schwächlichkeiten kämpfen, die ein Beweis sind, daß es wieder bergeln geht, und im dreyßigsten Jahre das vollkommenste Bild eines abgelebten Greises darstellen, Runzeln, Trockenheit und Steifigkeit der Gelenke, Krümmung des Rückgrathes, Mangel an Sehkraft und Gedächtniß, graue Haare und zitternde Stimme.

Man kann also wirklich die Beschleunigung der Entwicklungs-Perioden und des Alters, die im heißen Klima natürlich geschieht, auch in unserm Klima durch die Kunst nachmachen. Die zuverlässigsten Mittel, dieß auf's vollkommenste zu erreichen, sind folgende. Es ist oft sehr gut, solche Vorschriften zu wissen, um das Gegentheil desto eher thun zu können. Und so enthalten sie zugleich das Recept zu einer recht lange dauernden Jugend. Man braucht sich nur in allen Stücken ganz entgegen gesetzt zu betragen. Also:

1) Man suche die Mannbarkeit durch alle physische und moralische Künsteleyen baldmöglichst zu entwickeln, und verschwende die Zeugungskräfte so sehr als möglich.

2) Man fange recht frühzeitig an, sich die stärksten Strapazen zuzumuthen. Forcirte Courier-Ritte von mehreren Tagen, anhaltendes Tanzen, durchwachte Nächte und Abkürzung aller Ruhe werden dazu die besten Dienste thun. Man erreicht dadurch eine doppelte Absicht; einmahl, die Lebenskräfte recht schnell zu erschöpfen, und dann, die Fasern recht bald hart und spröde zu machen.

3) Man trinke recht fleißig Wein und Liqueurs; eins der Hauptmittel, um den Körper auszutrocknen und zusammen zu runzeln.

4) Alle Arten von heftigen Leidenschaften werden eben die Wirkung thun, und die Kraft der hitzigen Getränke verstärken.

5) Hauptsächlich sind Kummer, Sorgen und Furcht außerordentlich geschickt, den Charakter des Alters recht bald herbey zu führen. Man hat Beispiele, daß Menschen in Einer Nacht, welche sie unter dem höchsten Grade von Furcht und Seelenangst zugebracht hatten, graue Haare bekommen hatten. Nun sollte man freylich glauben, es gehörten auch wirkliche Veranlassungen dazu, solche Affecte rege zu machen; aber es gibt Menschen, welche die Kunst meisterhaft verstehen, wenn ihnen das Schicksal keinen Kummer macht, sich selbst welchen zu machen, alles in einem dunklen Lichte zu sehen, jedem Menschen etwas Übels zuzutrauen, und in jeder unbedeutenden Begebenheit reichen Stoff zu Sorgen zu finden.

6) Und zuletzt gehört hierher das zu weit getriebene oder wenigstens falsch verstandene System der Abhärtung durch Kälte, häufige, kalte und lange fortgesetzte Bäder in Eiswasser, u. s. w. Es kann nichts geschickter seyn, den Charakter des Alters zu bewirken, als eben dieß.

Aber nicht genug, daß man jetzt schon in einer Zeit zum Alter gelangt, wo unsere Vorfahren noch Jünglinge waren; man ist leider noch weiter gekommen. Man hat sogar die Kunst erfunden, die Kinder schon als Greise auf die Welt kommen zu lassen. Ich habe einige Male solche Erscheinungen gesehen; runzeligt, mit den markirtesten Gesichtszügen des Alters, treten sie auf den Schauplatz dieser Welt, und nach ein paar Wochen, die sie unter Wimmern und Elend zugebracht haben, beschließen sie ihr Greisenleben, oder vielmehr, sie fingen es mit dem Beschlusse an. Ich ziehe den Vorhang über diese schrecklichen Producte der ausschweifenden Lebensart der Ältern, die mir gerade so vorkommen, wie die Sünden der Ältern personificirt.

Gott ist die Liebe.

Von Zollikofer.

Gott ist die Liebe! aber wer von uns, welches von allen

geschaffenen Wesen kann den Gedanken, den großen, herrlichen Gedanken: Gott ist die Liebe, ganz umfassen? Wessen Herz ist weit, ist rein und stark genug, um von dem erhabensten aller Gefühle, von dem Gefühle, daß Gott lauter Liebe ist, ganz erwärmt und durchdrungen zu werden, und doch nicht unter demselben zu erliegen.

Wo soll ich anfangen — wo aufhören, um eine Wahrheit zu beweisen, die mehr Beweise hat, als Sterne am Himmel, und Sandkörner am Ufer des Meeres sind; die jedes lebendige, empfindende, denkende, glückseligkeitsfähige Wesen im Himmel und auf Erden beweiset und ewig beweisen wird. Gott ist die Liebe! er will allen seinen Geschöpfen wohl; will, daß sie alle glücklich seyen; freuet sich ihrer Glückseligkeit; befördert dieselbe unaufhörlich auf alle mögliche Art und Weise, und findet in der Beförderung derselben seine eigene höchste Glückseligkeit; das, o Mensch, das ruft dir die ganze Natur, und insbesondere deine eigene Natur, das ruft dir die ganze Religion zu.

Öffne nur deine Augen, sieh dich um in der Welt deines Gottes, betrachte alle ihre Einrichtungen, alle ihre Bewohner, alle ihre Güter, und sieh, ob du nicht allenthalben die deutlichsten Spuren des Wohlwollens, der väterlichen Vorsorge und Liebe, die herrlichsten Veranstaltungen zur Glückseligkeit alles dessen, was ist und lebt, und insbesondere zu deiner Glückseligkeit findest. — Die Erde, die dich trägt, ihre schöne, reizende Gestalt, die dich erfreut; die Luft, die du einathmest; die Speise, die dich nährt und stärket; das Getränk, das dich erquickt; das Kleid, das dich deckt; die Wohnung, die dich schützt; die Herrlichkeit der Wiesen, der Felder, der Berge, des Wassers, der Wälder, die sich zu jeder Jahreszeit in so verschiedenem Gewande vor dir verbreitet; die Mannigfaltigkeit, die Schönheit, der Nutzen jedes Baumes, jeder Staude, jeder Pflanze, jedes Grases; der Wohlgeruch und das künstliche Gewebe der Blume; der frohe Gesang des Vogels; die munteren, von Selbstgefühl und Freude zeugenden Bewegungen jedes Thieres; die mannigfaltigen unerschöpflichen Kräfte, die

in allen lebendigen und leblosen Geschöpfen liegen und sich auf tausendfache Art entwickeln und äußern; ihr allgemeiner, stets wirksamer Hang, sich einander zu nähern und mit einander zu vereinigen; ihre gegenseitige Abhängigkeit und Verbindung; die beständige Erhaltung und Fortpflanzung jedes Geschlechtes; die unaufhörliche Vermehrung des Lebens und der Thätigkeit unter Menschen und Thieren; die unzähligen Arten der Lust und des Vergnügens, deren sie alle fähig sind, zu deren Befriedigung sie alle Quellen und Mittel kennen und finden, und die sie alle mehr oder weniger, so oder anders genießen; das frohe Gewimmel so vieler, ihres Daseyns sich freuenden, empfindenden Wesen in der Luft und im Staube, auf den Hügel und in den Thälern, am Blatte des niedrigsten Gesträuches und in dem Wipfel des erhabensten Baumes, die du an einem einzigen Frühlings- oder Sommertage und in dem Umfange eines leicht zu übersehenden Gefildes erblicken und hören und spüren kannst; was ruft dir dieses alles anders zu, als: Gott ist die Liebe; er schaffet und erhält und verbreitet allenthalben Leben und Freude und Glückseligkeit! — Und dann, o Mensch, die Sonne, die dich erleuchtet und erwärmt, die deine Felder befruchtet und segnet; der Mond, der dich des Nachts mit seinem Scheine leitet; der Abend, der stets auf den Morgen und der Morgen, der stets auf den Abend folget; das zahllose Heer der Sterne, das deinen Geist mit sich emporhebt, fortreißt, bis zur Gottheit erhebt und ihn zuletzt in den entzückendsten Ahnungen, Hoffnungen, Aussichten verlieren läßt; was sagt dir dieses alles anders, als: Gott ist die Liebe und seine Liebe ist unerschöpflich reich; sie geht, so weit die Himmel reichen, sie umfaßt alle Welten, und es gibt keine Art von Freude, von Lust, von Glückseligkeit, die nicht in ihrem unermesslichen Reiche genossen werde!

Und wenn du nun deine Natur, die menschliche Natur insbesondere betrachtest, wie deutlich zeuget auch die davon, daß Gott die Liebe ist! — Dein Gesicht, dein Gehör, dein Geruch, dein Geschmack, dein Gefühl, welche künstliche Werk-

zeuge, welche wachsam, stets geschäftigen Auspäher und Mittheiler der mannigfaltigsten Lust, der angenehmsten Empfindungen sind die nicht! Kannst du deine Augen öffnen, ohne unzählbare Wunder und Schönheiten in der Welt Gottes zu erblicken? Kannst du dein Gehör gebrauchen, und nicht tausendfache Töne der Wahrheit, der Weisheit, der Menschlichkeit, der Freundschaft, der Freude oder des Mitleids und des Trostes zu vernehmen? Kannst du je durch Speise und Trank für deine Erhaltung sorgen, ohne daß dein Geschmack und dein Geruch auf mancherley Weise gereizt und befriedigt werde? Sind dir nicht Bewegung und Ruhe, Arbeit und Erhohlung von der Arbeit, die Werke der Natur und der Kunst Quellen des angenehmsten Gefühls? Kannst du je eins deiner Glieder gebrauchen, ohne seine Biegsamkeit, seinen mannigfaltigen Nutzen, seine genaue Verbindung mit dem ganzen Körper zu bewundern, und dich des vielen Guten, das du damit ausrichten kannst, zu freuen? Und wer hat dich mit diesen sinnlichen Werkzeugen, mit diesen künstlichen Gliedmaßen begabt? Wer dieses Verhältniß zwischen ihnen und den äußern Dingen festgesetzt? Ist es nicht Gott, und muß der Gott, der deinen Leib so gebauet hat, nicht die Liebe seyn?

Und dein Geist, o Mensch, der dieses alles wahrnehmen, empfinden, genießen, sich darüber freuen; dein Geist, der denken, mit Bewußtseyn denken, seine Gedanken sammeln, mit einander vergleichen, verbinden, zu seinem künftigen Gebrauche aufbewahren und ins Unendliche vermehren kann; dein Geist, der untersuchen, erforschen, entdecken, von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare, von den Wirkungen auf die Ursache schließen, sich von den Geschöpfen zu dem Schöpfer erheben, und Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit zugleich umfassen kann; dein Geist, der des Vergnügens der Erkenntniß der Wahrheit und des unaufhörlichen Fortganges in derselben fähig ist, der sich zur Hoffnung der Unsterblichkeit zu erheben, sich selbst in der stillsten Einsamkeit, in der tiefsten Nacht die reinsten, erhabensten Freuden zu schaffen weiß; der es fühlet, daß er zu noch

höhern Freuden bestimmt ist: wie deutlich zeuget der nicht davon, daß Gott die Liebe ist, daß er dich zur Glückseligkeit geschaffen, und derselben in einem hohen Grade fähig gemacht hat? —

Ja, Gott ist die Liebe, das bestätigt auch unsere moralische Natur. Wir dürfen nicht bloß dem Antriebe mechanischer Kräfte folgen, nicht nach blinden, unwiderstehlichen Trieben handeln. Wir können uns selbst Absichten vorsezen, sie verfolgen, erreichen, können zwischen dem Guten und Bösen, dem Bessern und Schlechtern wählen — nach deutlich erkannten Gründen und Einsichten handeln — nach höherer Vollkommenheit streben, und derselben immer näher kommen. — Wir sind eines gesetzmäßigen Verhaltens, sind edler Gesinnungen, uneigennütziger, großmüthiger Thaten und geistiger Vergnügungen fähig; wir können unsern Wirkungskreis immer erweitern, unsern Zustand verbessern, unsere Kräfte durch Übung stärken und vermehren, unsere ganze Natur veredeln und immer weiser, immer besser, Gott immer ähnlicher werden; wir können das Vergnügen des reinsten Wohlthuns mit ihm theilen. Könnte uns unser Verstand und unser Herz deutlicher sagen: Gott ist die Liebe?

Ja, gewiß, er ist die Liebe; denn auch uns, seinen Geschöpfen und Kindern, hat er Liebe gegen einander eingepflanzt, hat mit jeder Gesinnung und Äußerung der Liebe Seligkeit und Freude, mit jedem Mangel und jeder Verlezung derselben Kummer und Elend verknüpft; hat uns den stärksten Hang zur Glückseligkeit, zum Umgange, zur innigsten Verbindung mit einander, den stärksten Hang zum Mitleiden, zum Helfen, zum Wohlthun, zum gegenseitigen Geben und Nehmen unserer Vergnügungen und Freuden in's Herz gelegt; hat jedem wahren Menschenfreunde alle seine Brüder ehrwürdig gemacht und ihm gleichsam das Siegel der Gottheit aufgedrückt. Und so oft wir diesem Hange, diesen Neigungen, von Eigennuz und Leidenschaft verblendet, zuwider handeln: so versehen wir uns dadurch in einen unnatürlichen, gewaltsamen,

höchst unangenehmen Zustand; wir hören auf, zufrieden und glücklich zu seyn, und fühlen es mehr oder weniger, daß wir dadurch den schönsten Zug des göttlichen Ebenbildes in uns verdunkeln und unsern höhern Ursprung verläugnen. — So deutlich zeigt die ganze Natur und insbesondere die Natur des Menschen davon, daß Gott die Liebe ist!

Und eben dieß ruft uns auch die Religion zu! Gott ist die Liebe; das lehrt uns die Absicht, das lehrt uns der ganze Inhalt der Religion. — Oder, was hat sie wohl zur Absicht, die Religion? Soll sie uns Lasten auflegen, uns traurig, muthlos machen, uns das Vergnügen verbiethen, oder daselbe verbittern, uns Furcht und Schrecken vor Gott einflößen, uns zu finstern, mürrischen, ungeselligen Menschen, oder zu Selbstpeinigern machen? Nein, gerade das Gegentheil von diesem allen. Sie soll uns die unvermeidlichen Lasten des Lebens erleichtern; uns die Pfade desselben erhellen und ebenen, seine Bitterkeit versüßen; jedes unschuldige Vergnügen veredeln und vervielfältigen; uns vor Thorheit und Sünde, und dadurch vor den meisten und größten Übeln bewahren; uns zur Wahrheit und Tugend, und vermittels derselben zum Genusse der reinsten Freuden führen; uns Hoffnung und Zuversicht zu Gott geben; uns Mäßigung und Zufriedenheit lehren; uns zu aufrichtigen und thätigen Menschenfreunden bilden und uns selbst die Leiden dieses Lebens zur Wohlthat und den Gedanken des Todes erfreulich machen! Das ist die Bestimmung der Religion! Das ist die liebevolle Absicht des Gottes, der sie uns gab!

Und wohin zielen alle ihre Lehren, alle ihre Vorschriften, alle ihre Verheißungen? Sollen sie nicht alle Leben und Freude und Glückseligkeit in uns und außer uns verbreiten? Kündigen sie nicht alle ihren Urheber als die Liebe selbst an? Oder ist der Gott nicht die Liebe, der sich uns als den Schöpfer, den Erhalter, den Oberherrn, den Vater der ganzen Welt und aller Menschen bekannt macht; der uns versichert, daß er über alles wache, für alles sorge, alles regiere; daß er alle unsere

Bedürfnisse, alle unsere Begierden und Wünsche kenne; daß er nie fern von uns sey, unserer nie vergesse; daß er mit seiner Gegenwart Himmel und Erde erfülle, und daß uns ohne seinen Willen nichts begegnen könne? — Ist der Gott nicht die Liebe, der uns erlaubt, uns befehlt, mit kindlicher Freymüthigkeit ihm zu nahen, unser ganzes Herz vor ihm auszuschiütten und von seiner väterlichen Vorsorge stets das Beste zu erwarten; der selbst seine verirrtten Kinder als ein Vater von ihren Irrwegen zurück ruft, ihnen ihre Fehler vergeben, und sie zur Glückseligkeit führen will, wenn sie nur ihren Sinn und ihr Leben ändern wollen? — Ist der Gott nicht die Liebe, der uns nichts verbiethet, als was uns und unsern Brüdern schädlich ist, was sie und uns erniedrigen, schwächen, beunruhigen, höherer Vergnügungen, dauerhafterer Freuden berauben, und Schmerz und Elend über uns bringen würde? der uns nichts gebiethet, als was an und für sich selbst gut ist, was uns und Andern Gesundheit und Leben, Stärke und Heiterkeit des Geistes, Ruhe des Herzens, Zufriedenheit und Freude gewährt, was unsere besondere und die allgemeine, unsere gegenwärtige und zukünftige Glückseligkeit befördern und befestigen kann? — Ist der Gott nicht die Liebe, der uns Beystand zur Erfüllung unserer Pflicht, Hülfe in der Noth, Schutz in den Gefahren, Trost in Leiden, Errettung im Tode, ewiges Leben und immerwährende, stets zunehmende Glückseligkeit verspricht? — Und ist dieß nicht der Inhalt, die Absicht der ganzen Religion? Zeuget also nicht die ganze Religion mit lauter Stimme davon, daß Gott die Liebe ist? — —

Das Bewußtseyn innerer Würde.

Von Reinhard.

Aus einer dreyfachen Empfindung besteht das Bewußtseyn innerer Würde. Man muß den Adel der menschlichen Natur überhaupt, man muß seine eigene Unschuld, man muß endlich einen vollkommen guten Willen in sich fühlen, wenn man dieses Bewußtseyn haben will.

Ein Gefühl von dem Adel der menschlichen Natur überhaupt ist das erste, was zum Bewußtseyn innerer Würde gehört. Nur der, welcher es weiß, daß ihn seine Vernunft über alles erhebt, was auf Erden ist; nur der, welcher es fühlt, daß er als ein freyes und selbstthätiges Wesen besser ist, als alles, was um ihn her empfindet und lebt; nur der, welcher es einsieht, vermittelt dieser vernünftigen und freyen Natur sey er das Mitglied einer höhern Ordnung der Dinge und hänge mit der sinnlichen Welt bloß vermittelt seines Körpers zusammen; nur der endlich, welcher es mit Überzeugung erkennt, er trage Gottes Bild an sich, sey zur Unsterblichkeit bestimmt, und müsse als ein Wesen höherer Art denken und handeln; nur der, dem dieser Adel seiner Natur in die Augen leuchtet: achtet sich selbst und betrachtet sich mit einer Art von Ehrfurcht. — Seht auf die Elenden, die sich durch Laster erniedrigen, die sich durch wilde Leidenschaften und schändliche Lüste zu den unvernünftigen Thieren herab setzen, die aus Trägheit nichts Edles und Großes wagen und in einer unrühmlichen Unthätigkeit ihre Tage verträumen: ihr werdet Geschöpfe in ihnen finden, die ihre eigene Natur verkennen und geringschätzen; die den bessern Theil derselben, ihren vernünftigen Geist, zum Sklaven ihres Körpers machen; die es zuweilen ohne Bedenken äußern, daß sie von dem menschlichen Wesen sehr geringe und nachtheilige Begriffe haben und den Adel lächerlich finden, der demselben beugelegt wird. Es ist bloß das elende Triebwerk eigennütziger Lüste, was solche Menschen in Bewegung setzt; für sie hat bloß das einen Werth, was diese Lüste befriedigt. Soll diese schimpfliche Denkungsart aufhören; soll Bewußtseyn innerer Würde an ihre Stelle treten: so muß man die edlen, mit keinem Gute der Erde zu vergleichenden Kräfte schätzen lernen, die unsere Natur besitzt; lebendiges Gefühl von ihrem Adel überhaupt ist das erste, was zu dem Bewußtseyn innerer Würde gehört.

Allein hiermit muß sich auch das Gefühl eigener Unschuld verknüpfen. Wehe dem Elenden, den sein Gewissen schlägt;

dem sein eigenes Herz; es sagt, wie oft er sich durch Fehler, durch Ausschweifungen, durch Laster und Verbrechen entehrt hat! Er kann keinen Blick in sein Inneres werfen, ohne Mißfallen zu empfinden und sich selbst zu verachten; er kann Andern nicht unter die Augen treten, ohne zu fürchten, daß jemand wider ihn zeuge, daß jemand seine Schande aufdecke und ihn demüthige; er darf nie mit Freymüthigkeit, nie mit einer gewissen unbefangenen Kühnheit sprechen, ohne in Gefahr zu seyn, daß man ihn an seine Vergehungen erinnere und dadurch zum Schweigen bringe. Nur der kann sich selber achten, nur der darf diese Selbstachtung unbesorgt äußern, der die Unschuld seines Herzens bewahrt und sich nie durch Laster erniedrigt hat. Und es ist möglich, sich frey zu erhalten von groben Ausschweifungen aller Art; es ist möglich, alles zu vermeiden, was die bürgerliche Gesellschaft ahnden muß, und unsträflich vor den Augen der Menschen zu seyn; es ist möglich, mit Wissen und Willen in seinem Stande und Berufe nichts zu versehen, und gewissenhafte Treue zu beweisen; es ist möglich, selbst den geheimen Regungen der Sünde zu widerstehen und über die Reinigkeit seines Herzens zu wachen. Eine solche Verfassung bey sich wahrzunehmen; sich selbst das Zeugniß geben zu können: so denke, empfinde und handle man vor den Augen Gottes und der Menschen: dieß erfüllt die Seele mit edlem Muth; dieß erweckt in ihr eine Zufriedenheit mit sich selbst, die ihr ganzes Wesen durchdringt; dieß ertheilt ihr einen Schwung, bey dem es ihr nicht weiter möglich ist, sich zu etwas Schändlichem und Unrechtmäßigem herab zu lassen. Zum Bewußtseyn innerer Würde gehört auch das Gefühl eigener Unschuld.

Setzet noch das Gefühl eines vollkommen guten Willens hinzu. Besser, erhabener, wichtiger ist nichts im Himmel und auf Erden, als dieser gute Wille; als die Gewohnheit, ohne allen Eigennutz, ohne alle niedrige Nebenabsicht, das Gute zu thun, weil es gut ist, und seine Pflicht aus wahrer Achtung, aus reinem Gehorsam gegen Gott zu erfüllen. So lange dieser edle,

reine, gute Wille nicht in euch ist, so lange wird es euch nicht möglich seyn, innere Würde zu fühlen. Fällt euch bey den besten Handlungen nicht sogleich der Muth; schlägt euch bey denselben nicht euer eigenes Gewissen, sobald ihr euch eingestehen müßet, eure Absichten bey denselben seyen nicht ganz rein gewesen, sie seyen irgend eines Vortheils, irgend einer sich einmischenden Leidenschaft wegen von euch geschehen; schämet ihr euch nicht selbst, dergleichen unedle Antriebe Andern zu gestehen, weil ihr wohl wisset, daß alles Verdienstliche guter Handlungen dadurch aufgehoben wird. — Wollt ihr euch selbst die Genugthuung verschaffen, so zu leben und zu handeln, wie es einem vernünftigen, freyen, zur Nachahmung Gottes berufenen Wesen geziemt: so strebt darnach, dem Gebothe eurer Pflicht pünctlich und ohne Ausnahme zu gehorchen; so gewöhnt euch zu dem, was Recht ist, weder durch euern Vortheil euch ermuntern, noch durch euern Schaden davon abschrecken zu lassen; so fraget, wenn ihr etwas Gutes thun sollt, nie: was wird mir dafür, sondern laßt euch daran genügen, daß es gut und eure Pflicht ist; so trachtet, mit Einem Worte, nach vollkommen guten Willen, denn ohne denselben ist kein Bewußtseyn innerer Würde möglich.

Der moralische Sinn.

Von Eberhard.

Die Vollkommenheit unserer geistigen Natur muß der vornehmste Zweck unserer freyen Handlungen seyn.

Ich sehe, daß die Vorsehung mich so eingerichtet hat, daß das körperliche Vergnügen nicht der einzige Nutzen ist, den die Körperwelt für mich hat. Die Sonne gibt so gut den unvernünftigen Thieren als den vernünftigen Menschen durch ihre erleuchtende, erwärmende Kraft die Nahrung, wodurch sie ihr Leben erhalten und die angenehmen Empfindungen, wodurch sie sich des Lebens erfreuen. Allein dieses herrliche Gestirn hat für mein vernünftiges Wesen unendlich vielen Nutzen, die es für das Thier nicht haben kann. Die Körper, die es mir sicht-

bar macht, werden mir Gegenstände der Betrachtung, ich kann ihre Eigenschaften erforschen, ihre Größen abmessen, sie durch Kunst zu neuen Quellen meines Vergnügens und Nutzens machen; ich kann über die Natur des Lichtes nachdenken, und aus diesen Betrachtungen ganze Wissenschaften erbauen; ich kann über die Gestalt, Entfernung, über die Verbindung, worin die Sonne mit ihrem Planeten-Systeme steht, Entdeckungen machen, diese Entdeckungen zum Nutzen des menschlichen Lebens anwenden, daran meine Verstandeskkräfte üben und von der Betrachtung derselben endlich zu der Erkenntniß und Verehrung der Gottheit hinauf steigen. So sagt mir selbst die ganze Einrichtung des Weltgebäudes, daß der Zweck aller erschaffenen Dinge die größte Vollkommenheit des geistigen Wesens ist. Das muß also auch der Zweck seyn, den ich mir bey allen meinen Handlungen vorsetze.

Wenn ich auf dem Wege dieser Analogie fort gehe, so begreife ich, daß also meine Handlungen dadurch ihre Vollkommenheit und Schönheit erhalten, wodurch sie jedes Ding erhält, dadurch, daß sie mir nicht bloß sinnliches Vergnügen verschaffen, sondern überhaupt mir zu der Veredlung und vervollkommnung meiner ganzen geistigen Natur verhelfen.

Wenn solcher Gestalt immer das weniger Vollkommene dem Vollkommenern untergeordnet ist, das Leblose dem Lebendigen, das Vernunftlose dem Vernünftigen, so muß auch mein sinnliches Vergnügen der gesammten Vollkommenheit meiner Natur untergeordnet seyn. Aller sinnliche Genuß muß daher nicht bloß durch die Pflicht meiner körperlichen Erhaltung, oder der eine sinnliche Genuß durch den andern sinnlichen Genuß eingeschränkt werden; er muß durch die Verbindlichkeit, zu meiner gesammten Vollkommenheit zu arbeiten, auch zu derjenigen, die ich durch gesellige Handlungen mir verschaffen kann, seine Einschränkung und Bestimmung erhalten. So komme ich mit mir selbst, mit der menschlichen Gesellschaft, mit dem ganzen Weltgebäude in Harmonie.

Also in der Stelle, die ich als vernünftiges und geselliges

Wesen in der Welt einnehme, mich vollkommner zu machen, das muß allen meinen Gedanken, Wünschen und Entschlüssen den endlichen Ausschlag geben. Was ich aufzuopfern, was ich zu leiden habe, dadurch verliere ich nichts, wenn meine vernünftige Natur dabey unverletzt bleibt; oder ich gewinne vielmehr, wenn die Aufopferung zur Erhaltung und Erhöhung ihrer Würde nöthig ist.

Die Tugend kann also nichts anders seyn, als die Vollkommenheit meiner vernünftigen Natur. Worin kann aber diese Vollkommenheit bestehen? Doch gewiß in nichts anderem, als in der Erhöhung ihrer Kräfte. Ist die Tugend nichts als die erhöhte Kraft meiner Seele und ist es der Genuß dieser Kraft, was mich beseligt: so mögen meine tugendhaften Handlungen ausfallen wie sie wollen; sie mögen mich reicher oder ärmer, geehrter oder verachteter machen, Freunde verschaffen, oder Feinde zuziehen, — sie können mir nicht schädlich seyn. Einige Tugenden setzen selbst voraus, daß ich mit Gefahren zu kämpfen habe, und es verringert sie nicht, es vermindert meine Glückseligkeit nicht, wenn ich diesen Gefahren, ohne meine Schuld, unterliege.

Der Werth dieser Tugenden kann also nicht von den äußern Vortheilen abhängen, die sie mir verschaffen; er muß in ihnen selbst liegen, darin, daß sie Eigenschaften, Kräfte und Vollkommenheiten meiner vernünftigen Natur sind. Haben sie diesen nicht, so haben sie gar keinen sichern Werth, und gleichwohl legt ihnen die allgemeine Stimme, die in allen menschlichen Sprachen gehört wird, einen sehr hohen bey. Tapferkeit, die oft in ihren großmüthigen Unternehmungen erliegt, würde der erhabene Wahnsinn eines träumenden, irrenden Ritters seyn, wenn ein unerschrockener Muth, eine durch die Begeisterung des Wohlwollens zur Aufopferung seiner selbst erhöhte Seele nicht an und für sich selbst ein unschätzbares Gut wäre. Wie es mit dieser Tugend ist, so ist es mit allen andern. Und wenn ich ihren Werth so bestimme, so behalten sie in allen Umständen ihre wohlthätigen Wirkungen; so habe ich nie nöthig,

an der Tugend zu verzweifeln, oder mich ihr Opfer gereuen zu lassen. — Meine Wohlthaten werden mit Undank vergolten; meine besten Absichten werden verleumdet; das ist kein Übel für mich, das ist nur ein Übel für den Undankbaren und den Verleumder. Ich werde mich daher auch nicht durch Undank und Verleumdung abhalten lassen, recht zu thun, und, wo ich kann, nützlich zu seyn. Denn da ich keine Vergeltung verlange, die nicht in meiner Macht steht, und keine Folgen scheue, die ich nicht hindern kann: so kann mir der einzige Lohn, den ich wünsche, von niemand vorenthalten werden, dieser Lohn, über den keine menschliche Gewalt etwas vermag, weil er in der Beschaffenheit meiner Seele besteht, die durch jede Handlung der Wohlthätigkeit verbessert und veredelt wird, so wie in dem daraus entspringenden Bewußtseyn meines Werthes, in dem durch kein anders zu ersetzendes Vergnügen der Selbstachtung, der Beruhigung und Selbstzufriedenheit.

So befinde ich mich auf einer erhabenen Zinne, von der ich einen weiten Horizont übersehen kann. So kann ich dem unaufhörlichen Kampfe der Elemente, woraus in dem gröbern Dunkelkreise der Sinnenwelt zu meinen Füßen, bald Segen, bald Zerstörung strömt, sicher und unbeschädigt zusehen; ich bin gewiß, daß den Sonnenschein meines Seelenglückes in dieser Höhe keine gewaltsame Revolution erreichen kann.

Von diesem erhabenen Standpuncte sieht dann auch mein Geistesauge über mir den unbegrenzten Inbegriff aller geistigen Vollkommenheit, den heiligsten, unabhängigsten, seligsten Geist, dessen schwaches Nachbild ich in meiner Seele finde. Nur in diesem schwachen Nachbilde kann ich die zerstreuten, sich in die Unendlichkeit verlierenden Schattenzüge des über Alles erhabenen Wesens finden, die mein endlicher Verstand sich nicht zu vollständig auszumahlen wagen darf, ohne Gefahr zu laufen, der Zeichnung Gränzen zu geben, wodurch sie dem Bilde meiner eigenen Endlichkeit ähnlich wird. Da ich indeß mit meiner Erkenntniß von diesem höchsten Geiste bey dem Bilde anhebe, daß er von sich in meinem Innern abgedrückt hat, so

wird mein Begriff von demselben immer in dem Maße wahr, angemessen und dem Urbilde ähnlich seyn, je mehr meine eigene Seele heilig, tugendhaft, frey, aufgeklärt, von den Sinnen und allem sinnlichen Interesse unabhängig, und nur der Vernunft und dem Triebe der Wahrheit und des Rechtes gehorsam seyn wird. Wer keine andern Principien seines Wollens und Thuns kennt, als die Erhaltung der Sinnenlust und die Vermeidung des sinnlichen Schmerzes; wer kein anders Gut als dieses für ein Gut hält: der wird mit seinen Begriffen von der Gottheit auf einer sehr niedrigen Stufe stehen. Seine Gottheit, wenn er mit diesem Worte wird eine Idee verknüpfen wollen, wird ein eigennütziges, abhängiges, unbeständiges, weiches, ungeduldiges, leidenschaftliches Wesen, wie er selbst, seyn.

Das Verhältniß dieses Wesens zu der Welt; seine Regierung, womit er über sie waltet; der Dienst und die Huldigung, die ihm seine vernünftigen Geschöpfe schuldig sind, und die Gründe, wodurch sie dazu verpflichtet werden, müssen wieder nothwendig dem Charakter gemäß seyn, den die vernachlässigte oder verwahrloste Seele, die sich nicht zu dem Anschauen des vollständigen Tugendbildes empor gehoben hat, sich von ihrer Gottheit machen muß. Der Epikuräer kann sich keine wohlthätige und uneigennützigte Gottheit denken; er ist es selbst nicht, und wie sollte er einem andern Wesen eine Vollkommenheit beylegen, wovon er keinen Begriff hat?

So bemerke ich eine stete Wirkung und Zurückwirkung der Sittenlehre auf die Religion, und der Religion auf die Sittenlehre; die eine erhellt, berichtigt und verstärkt immer die andere. Es ist auch vergebens, das trennen zu wollen, was seinem Wesen nach unzertrennlich ist. Wer in seiner Religion von dem Bilde eines wahrhaft innerlich tugendhaften Charakters ausgeht: der kann sich seine Gottheit eben so wenig gleichgültig gegen das Wohl der erschaffenen Dinge denken, als er sich selbst, ohne Theilnehmung an der Glückseligkeit des großen gemeinen Wesens der Menschen, weise, tugendhaft und glücklich schätzen kann. So wie seine eigenen Handlungen durch

Weisheit und uneigennützige Güte gelenkt werden: so können auch in seiner Religion die Handlungen des höchsten Wesens keine andere Quelle haben; und selbst die Übel, womit die große Kette der erschaffenen Dinge durchflochten scheint, können ihm keine Ausflüsse des Eigennuzes und der Selbstsucht seyn, die Anderer Wohl ihrem Vergnügen aufopfert. Der Eigennützig bedarf stets solcher Opfer, und was sollte ihn bewegen, sie sich zu versagen? Wie sollte aber der Allgenugsame, oder auch nur der, dessen Tugend seine Glückseligkeit, so weit es die Schwachheit eines endlichen Wesens zuläßt, von den äußern Dingen unabhängig gemacht hat, eigennützig seyn können?

Wenn dann der letzte Zweck aller meiner freyen Handlungen die Vollkommenheit meiner Seele, die verhältnißmäßige Übung und Erhöhung aller ihrer Kräfte ist: so kann es mir nicht lange zweifelhaft bleiben, wo ich die Elemente aller meiner moralischen Urtheile zu suchen habe. Ich kann sie nur in meinem Innern finden.

Von den Grund-Ideen, in die sich das Gefühl der Verpflichtung zur Liebe eines Wohlthäters auflösen läßt, ist keine einzige eine Empfindung der körperlichen Sinne. Durch die Wohlthat, die uns ein Wohlthäter erzeigt, wird er für uns ein Gegenstand, der unsere Liebe interessirt, indem er uns gütig, zuvorkommend, liebevoll erscheint; das erfahren wir, wenn wir uns selbst beobachten. Was aber Liebe sey; wer kann das wissen, als wer geliebt hat, und die Bewegung seines Herzens beobachten kann.

Daß wir nothwendig das Bessere wollen, und also denjenigen, der unser Wohl und Vergnügen vermehrt, der so für uns der Bessere ist, auch mit unserer innigern Liebe nothwendig auszeichnen müssen; daß wir verpflichtet sind, ihn mehr als Andere zu lieben: das hängt von dem unveränderlichen Gesetze unsers Willens ab, das zu wollen, was wir innig als das Bessere fühlen. Dieses Gesetz aber erfahren wir in jedem Augenblicke unsers Lebens.

Wenn wir also die Ideen, woraus unsere sittlichen Urtheile zusammen gesetzt sind, nicht durch die körperlichen Sinne erhalten, so sind diese sittlichen Urtheile von der äußern Erfahrung unabhängig. Dieser innere Sinn aber, womit die Seele die Gründe zu ihren sittlichen Urtheilen in sich selbst wahrnimmt; dieser Verstand, womit sie sich daraus die allgemeinen Begriffe von gut, Verpflichtungen, Güte, Weisheit abzieht; diese Vernunft, womit sie daraus sich ihre sittlichen Gesetze ableitet: das alles ist der moralische Sinn.

Von der Güte des Herzens und dem Wohlwollen.

V o n A b b t.

Die Bewunderung der Menschen mag immerhin für die glänzenden Eigenschaften des Geistes aufbehalten bleiben; die Güte des Herzens erlangt noch etwas Besseres zu ihrem Lohn, treuherzige Gegenliebe. Wenn der große Geist in unserer Gegenwart zu seinen gewöhnlichen Höhen sich erhebt; so stehen wir gleichsam von ferne und blicken ihm schüchtern nach. Läßt sich die starke Seele in Worte heraus, so sind diese für uns Befehle; wir werden überwältigt, wir folgen, wohin sie uns gehen heißt. Aber das gute Herz darf sich nur in einer von den Geberden zeigen, die ihm angeboren sind, so gehen wir von selbst seinem Besitzer entgegen, um ihn zu umarmen. — In der That, jene großen Eigenschaften sprechen, daß wir Geister sind; das gute Herz beweiset, daß wir Menschen sind. O ihr, denen die Erziehung künftiger Monarchen anvertraut ist, denkt nicht, daß, um einen Prinzen zu bilden, das mitleidige Herz erst an ihm müsse verhärtet werden. Lasset ihn weinen, daß eine Thräne die andere treibt, wenn er Unglückliche sieht, oder vom Elende hört; es kann ihm einst Balsam auf seine Wunden werden, wenn er in der Stunde der Angst, am Tage der Flucht, bey seinen geliebten Nebenmenschen ein weiches Herz für sich antrifft.

Wo das gute Herz ist, da fällt es nicht schwer, das

Wohlwollen einzusößen, dessen Wirkungen man eigentlich vernünftige Wohlthaten für das ganze menschliche Geschlecht nennen könnte. Und von dem Wohlwollenden gilt es erst, daß ihm Zufriedenheit und vergnügtes Bewußtseyn von innen lohnen, so wie ihm von außen sein Ruhm in jedem Gesichte freundlich lächelt. Kein Tag geht ihm ungenützt vorüber, und das Daseyn wird zum Leben für ihn. Er läßt in seinem Hause Gerechtigkeit und Erbarmen wie Schwestern beysammen wohnen. Seine Nachbarn lieben ihn; ihn segnen Fremde, und wer etwa im ersten Augenblicke ihn gelästert hatte, bittet ihn nachher mit Thränen um Verzeihung. Bey der Nachricht von seinem Tode ist die erste Regung jedes Nachgebliebenen eine Regung des Mitleids mit sich selbst, und unmittelbar hernach spricht in jedem Auge eine stille Zähre seine Leichenrede.

Nur selten werden uns die trefflichen Menschen bekannt, bey welchen die erspriessliche Vereinigung des guten Herzens mit dem Wohlwollen sich findet; es sey nun, daß sie wirklich eine seltene Erscheinung auf dieser Erde sey, oder auch, daß nur wenige zu der vortheilhaften Stellung gelangen, wo sie die Wirkungen jener Vereinigung recht sichtbar machen können.

Da, wo die Verwandlung des guten Herzens in das Wohlwollen vorgehen soll, muß erst die Raupenhaut gänzlich abgestreift seyn. Wir dürfen nicht mehr langsam von einem Nebengeschöpfe zum andern kriechen; wir müssen aufstiegen können, um alles, was unter den Erschaffenen lebt, webt und ist, besonders aber unsern Erdkreis, zu übersehen, und mit gleicher Neigung zu umfassen. Und wie ist dieß möglich? Dadurch, daß wir erkennen, wir gehören alle einem und dem nämlichen Herrn an, seyen alle zum Frieden als Nebenunterthanen erschaffen, durch tausend Bande vereinigt, durch jedes stärker angezogene Band glücklicher, durch jede Wohlthat vollkommener, gegen alle Dinge außer uns zur Dankbarkeit verpflichtet, weil auch sie uns beständig vollkommener machen. Wenn sich alle diese Gedanken vereinigen, in einander schlingen, und sich einer dem andern fest anhängen: so entstehen daraus ein Vorsatz,

dieser Erkenntniß gemäß zu wollen, eine Richtung des Wollens zum Friedlichseyn, zum Hülfseleisten, zum Wohltun; eine Spannung aller Kräfte, mit einer beständigen Rücksicht auf den Vortheil anderer Dinge außer uns; eine Freude über den Beytrag, den man ihnen leistet; ein Eifer, ihn richtig abzutragen; eine Klugheit, ihn gehörig und verhältnißmäßig auszutheilen; kurz, das Wohlwollen. Es ist nicht nöthig, daß die Kenntnisse, welche das Wohlwollen erzeugen, beständig zu einem gleichen Grade der Deutlichkeit erhalten werden. Wenn es nur erst vorhanden ist, so mögen die Kenntnisse, auf welche es sich gründet, hernach die schimmernden Farben der Klarheit annehmen. Es kann sich, als Folge des Nachdenkens, eine solche Gemüthsart bey uns festsetzen, wodurch ein freundschaftlicher Trieb gegen alle Menschen immer in uns rege bleibt. — Das Wohlwollen kommt selten bis zu einer gewissen Heftigkeit; man findet niemahls an demselben das Hastige eines aufgebrachtten Menschen, sondern nur das Angespante und Nervigte eines gesunden Mannes, und sein Gang ist nicht übereilt, sondern gesetzt und regelmäßig. Seine Größe hängt von mehreren Stücken zugleich ab: von der Menge der Menschen, welche es umfaßt; von den Gütern, die es ihnen zu verschaffen sucht; von der Neigung, womit dieß geschieht.

Lob der Wissenschaften.

Von Garve.

Die Untersuchung über die Glückseligkeit ist ein uraltes Thema der Philosophie. Aber es ist ein Thema, welches mit jedem Geschlechte der Menschen und mit jedem einzelnen Menschen immer wieder neu wird, weil jeder, mit dem Verlangen nach Glückseligkeit, so wie alle seine Vorfahren geboren, auch von neuem darnach zu forschen genöthigt ist, was Glückseligkeit sey und was glücklich mache.

So geht es auch mit der Untersuchung über den Werth der Wissenschaften, die zur menschlichen Glückseligkeit so viel beitragen. Jedes Zeitalter hat ein neues Lob für sie bereit, weil jedes neue Menschen aufstellt, die in dem Anbaue dersel-

ben die Süßigkeit ihres Lebens finden. Indem ferner die Wissenschaften von Zeit zu Zeit eine neue Gestalt annehmen, bekommt auch das Vergnügen, welches sie gewähren, gleichsam einen andern Geschmack. Und die, welche sich selbst über dieses Vergnügen Rechenschaft geben, entwickeln Reize oder Vortheile der Wissenschaften, die ihre ältern Lobredner nicht so deutlich erkannt haben.

Das erste, womit man immer anfangen muß, wenn man die Wissenschaften lobt, oder wenn man sie anbaut, ist, wie Friedrich der II. sagt, die Dichtkunst und die schöne Literatur. In der That, wer ohne Geschmack an den Werken der Musen geboren ist, dem fehlen zwey Kräfte, ohne welche, auch im Felde der Wissenschaften, kein Mann wahrhaft groß, wenigstens nicht Erfinder, noch ein auf seine Zeitgenossen stark einwirkender Lehrer der Wahrheit werden kann — Einbildungskraft und Empfindung. Verstand und Kenntnisse, wenn sie nicht auf dieser Grundlage ruhen und aus diesen Wurzeln Nahrung und Säfte bekommen, gleichen vertrockneten Baumstämmen, die sich zwar durch ihre Festigkeit und durch den innern Zusammenhang ihrer Theile aufrecht erhalten können, die aber weder Blüthen noch Früchte treiben.

Die Dichtkunst hat vor allen andern Arten der Geistesbeschäftigung den Vorzug, daß sie unbegrenzt ist. Sie erstreckt ihr Gebieth so weit, als das Erkennbare und Wissenswürdige reicht. Sie mahlt die Gestalt der Dinge ab; sie trägt die Gesetze ihrer Natur vor; sie erzählt die Begebenheiten und schildert die Helden der Geschichte; sie zergliedert die Empfindungen des menschlichen Herzens. Sie hat sogar schon den Lauf der Gestirne beschrieben und dem Aekersmann und Hirten seine Arbeiten vorgezeichnet. Das geschäftige und das einsame Leben, die Körper und die Geisterwelt, die abgezogensten Ideen und die sinnlichsten Gefühle können auf gleiche Weise ihr Stoff geben und von ihr Licht und anziehende Kraft bekommen. Sie verschönert jede Kenntniß ohne Ausnahme und zeigt jeden Gegenstand in einem reizendern Lichte; es sey in dem, welches

durch Erregung theilnehmender Empfindungen oder endlich selbst in dem, welches durch das Lächerliche über Dinge verbreitet wird.

Die Harmonie und der Wohlklang, welcher aus einem regelmäßigen Versbaue und den Sylbenmaßen entsteht, hat von jeher einen großen Theil des Vergnügens ausgemacht, welches die Meisterstücke der Dichtkunst verursacht haben. Je mehr die Wahl der Wörter und Ausdrücke durch diese Regelmäßigkeit beschränkt wird; desto größere Bewunderung erregt ein Dichter, der doch immer die eigenthümlichen zu treffen gewußt hat. Überdies prägt Kürze, mit einer bestimmten Modulation verbunden, die Gedanken tiefer in's Gedächtniß. Und die Sinnlichkeit selbst nimmt bey Dichtwerken an demjenigen Vergnügen Theil, welches eigentlich für Verstand und Herz bestimmt war.

Die Geschichte hingegen löset die große Aufgabe auf: an welche Kette von Ursachen und Wirkungen die gegenwärtige Gestalt der moralischen und politischen Welt geknüpft sey; — eine Gestalt, von welcher unsere eigne Bildung abgehangen hat, und durch welche alle unsere Geschäfte, selbst unsere Vergnügungen und unsere Unglücksfälle, modificirt werden. Unter den Aufschlüssen, welche uns die Geschichte hierüber gibt, ist einer, welcher das Wichtigste der eben genannten Stücke, unsere Geistesbildung, betrifft, besonders deutlich. Sie entwickelt uns nämlich zwey, vom Alterthume bis auf uns herab reichende Hauptfäden, an denen sich die Kenntnisse und Künste der Menschen angereicht haben, und deren vereinigt Ende wir an der Hand halten. Der eine kommt von Palästina und der mosaischen Gesetzgebung her, und geht durch die beyden großen Revolutionen des eingeführten Christenthums und der Kirchenverbesserung im sechzehnten Jahrhunderte hindurch, um uns Europäern und besonders uns deutschen Protestanten, unsere religiösen Begriffe und alle damit zusammen hängenden Eigenheiten unsers Geistes und unserer gesellschaftlichen Einrichtungen zuzuführen. Der andere, welcher uns unsere wissenschaftliche

Cultur mitbringt, nimmt seinen Ursprung in dem Dunkel des alten Egyptens, zieht sich von da über Griechenland und Rom, und breitet sich endlich über alle Länder Europens aus. Tausend feinere Fäden laufen in der Weltgeschichte von allen Seiten zusammen, um jene großen Hauptfäden zu spinnen. Fast alle merkwürdige Personen — fast alle des Aufbehaltens würdige Begebenheiten der Vorwelt trugen etwas dazu bey, diese doppelte Gestaltgebung unsers jetzigen Menschenlebens, unsere religiöse und unsere wissenschaftliche Cultur — die nun allmählig sich zu Einer gemeinschaftlichen Cultur vereinigt, zu vollenden.

Wer nun diese Beziehung aller mit dem menschlichen Geschlechte vorgegangenen Veränderungen auf sich selbst und seinen gegenwärtigen Zustand einsieht, und es mit einer gewissen Anschaulichkeit gewahr wird, daß Jahrtausende, und die während derselben ununterbrochen fortlaufenden Handlungen und Schicksale der Staaten und einzelnen Personen, daran gearbeitet haben, ihn zu einem solchen Menschen zu machen, als er in diesem Augenblick ist, — ihm diejenige Vollkommenheit zu verschaffen, welche er besitzt: wie könnte er gleichgültig und ohne Vergnügen den Unterricht der Geschichte empfangen, es wäre denn, daß er sein eigenes Selbst mit Gleichgültigkeit betrachtete.

Das große Räthsel, wie die Welt entstanden sey, und was aus ihr werden soll, wird zwar nie völlig aufgelöst werden. Aber es ist doch der würdigste Gegenstand der menschlichen Naturforschungen. Und wenn wir irgendwo Aufschlüsse oder wenigstens Anlässe zum Nachdenken darüber finden können, so ist es in der Vergleichung dessen, was die Welt ehemals war und was sie jetzt ist; und in der Beobachtung der Stufen, durch die sie aus dem einen Zustande in den andern übergegangen ist. — Ist es Beschäftigung des Geistes, die wir suchen? — Hier finden wir mannigfaltigen Stoff, Gedächtniß, Scharfsinn, Wig und urtheilenden Verstand zu üben. Ist es theilnehmende Empfindung oder aus Selbstliebe entstehende Leidenschaft, durch die wir angezogen seyn wollen? Alle Gegenstände

der Geschichte beziehen sich auf unser Ich, nicht bloß durch das Band der Ähnlichkeiten, sondern auch durch das Band von Ursachen und Wirkungen; nicht bloß, in so fern wir Menschen eben der Art sind, wie die, welche in jenen Auftritten glücklich oder elend waren, sondern auch, in so fern wir in unsern eigenen Schicksalen durch ihre Handlungen und Leiden mit bestimmt werden. Selbst die dunklen Ahnungen, die wir über die uns bevorstehende Zukunft haben, und die nach der Empfindung des Gegenwärtigen unsere Selbstliebe am nächsten angehen, werden etwas aufgeheilt, wenn wir die Gesetze des Schicksals, die über unser ganzes Geschlecht bisher gewaltet haben, in der Geschichte aufgedeckt finden.

Die Poesie und Geschichte haben mit dem Wirklichen und dem Einzelnen zu thun. Beyde gewähren dem Menschen eine ähnliche Art des Vergnügens, als ihm der Anblick der Welt, der Genuß der Natur und der Umgang mit der menschlichen Gesellschaft, durch sinnliche Eindrücke, oder durch Empfindungen des Herzens, gewähren. Sie thun noch mehr: sie tragen sogar dazu bey, jene Vergnügungen, welche er von der Gegenwart der Dinge unmittelbar empfängt, zu erhöhen. Durch Hülfe der Dichtkunst und Geschichte sieht, hört und empfindet der unterrichtete Mensch mehr — und das, was er empfindet, lebhafter, deutlicher, mehr im Zusammenhange, in wichtigern Beziehungen, als er es ohne sie könnte.

Aber als Geist, als denkendes Geschöpf ist er auch mit bloßen Verstandswesen, mit der Bildung allgemeiner Begriffe, mit der Verbindung derselben unter sich, oder mit der Anwendung derselben auf das Besondere und Einzelne beschäftigt, und findet darin eine neue Quelle des Vergnügens. Diesen Theil des geistigen Lebens, das Leben der Vernunft, verschönern hauptsächlich zwey Wissenschaften: Mathematik und Philosophie, die in ihrer Vereinigung alle Wissenschaften unter sich begreifen, welche das Allgemeine in den Dingen, in der lebendigen sowohl, als in der leblosen Natur, untersuchen.

In dem Nachdenken, in der Vergleichung von Ideen, in der gewagten Zusammenfassung derselben, in den Versuchen,

ob solche Zusammensetzungen sich entweder in der Natur realisirt antreffen, oder von uns realisiren lassen, liegt für den Menschen überhaupt und für die bessern Köpfe insbesondere ein unnennbares Vergnügen, noch größer selbst als das, welches die durch die mannigfaltigsten und glänzendsten Gegenstände beschäftigten Sinne, und die in den anmuthigsten Bildern herum schweifende Imagination, gewähren.

Keine Wissenschaft gibt es vielleicht, die dieses Vergnügen in einem so hohen Grade, auf eine so lange Zeit und so ununterbrochen in dem Geiste des Menschen zu unterhalten vermag, als es die Mathematik bey ihren Eingeweihten thut. Nirgends sind die Reihen der zu verknüpfenden Ideen so lang; nirgends sind die Zusammensetzungen so künstlich; nirgends führen sie zu so befriedigenden Schlussfolgen. Keine Wissenschaft ist so unerschöpflich, als die Mathematik; keine erlaubt so weite Fortschritte. Daher gibt es auch vielleicht unter den Gelehrten keine zufriedenern und glücklichern Menschen, als die Mathematiker. Mehr noch, als andere Gelehrte von den Dingen dieser Welt entfernt und weniger von ihnen abhängig; nie durch die Gegenstände ihrer Untersuchungen auf Gedanken geführt, welche Begierden erwecken, oder Leidenschaften Nahrung geben können: halten sie sich ganz an das reine Vergnügen des Verstandes, das Vergnügen zu denken, und sind durch dasselbe allein befriedigt.

Doch diesen Grad geistiger Glückseligkeit genießt durch die Mathematik derjenige nicht, welcher sie bloß lernt, und das, was Andere in ihr erfunden haben, nur zu verstehen sich begnügt; worauf, bey dem weiten Umfang dessen, was schon in dieser Wissenschaft erfunden ist, sich jetzt selbst die meisten Lehrer derselben einschränken müssen.

Zwar hat auch die Beschäftigung des Lernenden in der Mathematik ihren großen und ihren eigenthümlichen Reiz. Es ist in derjenigen Anwendung der Denkkraft, welche zu den mathematischen Untersuchungen gehört, etwas von einer mechanischen Festigkeit. Am meisten findet sich dasselbe bey der alge-

braischen Rechnungsart, durch deren Hülfe die neuere Mathesis ihre größten Fortschritte gemacht hat. Wenn die Grundsätze derselben einmahl wohl gefaßt sind; so werden die Anwendungen davon leicht, weil der Gang dieser Methode immer derselbe und gleichsam formularisch ist. — Wenn die Auflösung eines Problems einmahl so eingeleitet ist, daß es der Rechnung unterworfen werden kann, so ergibt sich das Ubrige nach bestimmten Regeln von selbst. Aber eben dieses Mechanische erleichtert die Arbeit des Denkens und gibt also weder dem Manne, welcher nicht selbst Erfindungskraft hat, noch derjenigen Anstrengung, die zu einer ganz freien und gleichsam nicht vorbereiteten Meditation erfordert wird, fähig ist, eine seinen Bedürfnissen angemessene Nahrung des Geistes.

Das hohe Vergnügen hingegen, welches das mathematische Selbstdenken gewähren kann, genießen nur die Wenigen, die über die Erfindungen ihrer Vorgänger hinaus gehen, sich neue Bahnen brechen und den durch Jahrhunderte gesammelten Schatz mathematischer Wahrheiten vergrößern. Einen je längern Weg sie zurück legen mußten, ehe sie an dem Standpuncte anlangten, wo sie neues Land entdecken, desto entzückender muß das Vergnügen seyn, sich in demselben zuerst umzusehen und einen Weg zu weiterem Fortgange zu bahnen. Je länger und verwickelter die Kette der Schlüsse ist, an welcher das neue Glied angeknüpft werden muß, desto vollkommener wird der Geist befriedigt, dessen Kräfte eine solche Arbeit zu ertragen vermögen.

Wenn die Mathematik in einem hohen Grade einige wenige Menschen glücklich macht, so macht die Philosophie, in einem mäßigen Grade, viele glücklich. In dieser Wissenschaft können alle, die sie studiren, gewisser Maßen Erfinder werden. Ja sie müssen es seyn, wenn sie des Vergnügens, das sie ihren Liebhabern verschaffen kann, wirklich genießen sollen. Ich will so viel sagen: sie müssen die Wahrheiten, die sie lernen, ihrer eigenen freien Prüfung unterwerfen. Erst nachdem sie dieselben aus ihren Erfahrungen, durch eine selbst gewählte

Reihe der Schlüsse hergeleitet haben, können sie dieselben als ihr Eigenthum und als eigentlich philosophische Kenntnisse betrachten.

Dagegen ist aber auch hier kein solcher Fortgang, keine solche immerwährende Erweiterung der Kenntnisse möglich, als in der Mathematik. Jeder spätere Erfinder in der Philosophie fängt immer wieder von vorne an, und bleibt fast eben da stehen, wo seine Vorgänger endigten.

Dieser Umstand ist es, der die Philosophie in den Augen der flüchtig Urtheilenden herab zu würdigen scheint. Aber bey einer genauen Betrachtung kann er unsere Achtung für sie nicht vermindern. Es ist wahr, daß wir in der Metaphysik und Moral auf die Erfindung der Vorzeit nicht so fortbauen, und durch deren Hülfe zu so sich erweiternden Aufschlüssen gelangen können, als in der Mathematik.

Indessen sind eben diese so mangelhaft scheinenden und der Erweiterung so wenig fähigen Kenntnisse, die uns die Philosophie über ihre Gegenstände gibt, gerade diejenigen, die uns zu vernünftigen und zu guten Menschen machen: vorausgesetzt, daß wir sie durch Empfindung und Verstand gleichsam selbst ergriffen, und sie aus den eigenthümlichen Eindrücken der Natur auf unsere Sinne, und aus den Wahrnehmungen unserer besondern Seelenzustände, durch eigenes Nachdenken entwickelt hatten. Der endlichen Aufschlüsse, die wir bey diesem Nachdenken gewinnen, sind freylich nur wenige. Der schwerste und tiefsinnigste Theil der Philosophie ist freylich mehr damit beschäftigt, alte Irrthümer oder schwache Beweise niederzureißen, als neue Wahrheiten fest zu setzen, und stärkere Beweise zu erfinden. Selbst nachdem sie durch Wegwerfung aller eingebildeten Kenntnisse ihre Sätze vereinfacht hat, sind diese doch nur in einem hohen Grade wahrscheinlich geblieben, nicht apodictisch gewiß geworden. Aber nichts desto weniger ist die Arbeit, die wir anwenden mußten, um zu diesen wenigen Resultaten zu gelangen, und die, durch welche wir uns ihre Gründe immer wieder von neuem deutlich zu machen suchen,

von hohem Werthe und von großem Einflusse sowohl auf unsere Geistesbildung, als auf unsere Zufriedenheit. Die bloße Wahrscheinlichkeit eines uralten und längst bekannten Grundsatzes der natürlichen Religion und Moral ist, wenn sie nach Abwägung aller Gründe und Gegengründe eingesehen wird, doch für den Menschen wichtiger — und trägt zur eigentlichen Aufklärung seines Verstandes, zur Veredlung seines Charakters und zur Anordnung und Beglückung seines ganzen Lebens mehr bey, als die strenge Gewißheit aller geometrischen Sätze, und als die noch so große Anzahl neuer Entdeckungen in der Naturlehre.

Ein anderer großer Vorzug der Philosophie ist es, daß sie aus allen Kenntnissen, den historischen sowohl, als den mathematischen und physikalischen, gleichsam den Geist herauszieht, und sie auf den Mittelpunkt unsers ganzen Wesens, auf das Moralische, auf Tugend und Gemüthsberuhigung anwendet. Daher gewährt sie nicht nur das Vergnügen, welches überhaupt Nachdenken, Deutlichkeit und Zusammenhang der Begriffe hervorbringt, sondern sie gibt eigentlich zuerst allen Gegenständen des Wissens, Werth, Nützlichkeit und Anmuth, indem sie uns die Beziehung derselben auf unsere höchsten Zwecke zeigt. Nichts ist in dem weiten Umfange der Welt und der Wissenschaften demjenigen gleichgültig, der die Dinge von dem Standpuncte ansieht, wohin die Philosophie den Menschen stellt, und aus welchem er die körperliche Natur mit der Geisterwelt, — das Alterthum mit dem gegenwärtigen Augenblicke, — fremde Welttheile mit seinem Aufenthalte, — die Staatsbegebenheiten mit dem Privatleben — Künste, Ackerbau und Gewerbe mit der Wissenschaft, und alles mit seiner Glückseligkeit oder mit seiner Tugend in Verbindung erblickt.

Ein einziges Übel hat der junge Gelehrte, welcher diese Verbindung lebhafter als Andere fühlt, und dadurch eine ausgebreitete Wißbegierde bekommt, zu fürchten; — einen einzigen Ausweg hat er zu vermeiden: — Zerstreuung und unordentliches Studiren. — Doch gegen dieses Übel enthält der philo-

sophische Geist, der dazu vielleicht bey Personen eines gewissen Temperaments Anlaß geben konnte, zugleich das Heilmittel. Sie lehrt den Menschen, daß er nicht aus allen Quellen des Vergnügens, welche er entdeckt hat, schöpfen müsse. Sie bezieht ihm, daß, nachdem er das ganze Universum als den großen Gegenstand des menschlichen Wissens hat kennen, und an allem, was ist, da ist und was geschieht, einigen Antheil hat nehmen lernen, er nun freylich sein Studium auf einen kleinen Theil dieses Gebiethes, als das ihm zum Anbaue übergebende Feld, einschränken müsse. Wenn die Philosophie auch nicht alle unsere Zweifel, in Absicht der wichtigsten Angelegenheiten unseres Daseyns, auflöst: so trägt sie doch gewiß dadurch zu unserer Zufriedenheit bey, daß sie uns das Maß unserer Kräfte lehrt. Sie verschafft wenigstens dem Menschen die praktische Weisheit der Selbsterkenntniß.

Noch muß ich eines Zweiges der Literatur erwähnen, der zwar nur entweder Hülfsmittel zu den bisher genannten Wissenschaften darreicht, oder als ein Theil schon darunter begriffen ist; — der doch aber auch von denselben abgesondert, den Fleiß eines Gelehrten beschäftigen kann, und in diesem Falle dem Geiste desselben eine besondere Art der Bildung und bey der Erwerbung dieser Kenntnisse eigenthümliche Vergnügungen gibt: ich meine der Philologie oder des Studiums der alten Sprachen und der damit verbundenen Alterthumskunde.

Was die Sprachen betrifft, so sind sie eigentlich nur die Wege, auf welchen die Wissenschaften, oder die Geschichte der alten Zeiten, oder entfernter Völker zu uns gelangt. Die Alterthumskunde hingegen, sie bestehe nun in Kenntniß der Schriftsteller, oder in Kenntniß der Sitten und Verfassungen, oder endlich in Kenntniß der Kunstwerke des Alterthums, enthält selbst entweder Geschichte oder Wissenschaft. Indessen lassen sich auch selbst die Sprachen, besonders die todtten und alten, so wenig ohne die auf jene Nationen, welche sie redeten, sich beziehenden Sachkenntnisse erlernen, und die Untersuchung der Alterthümer ist hinwiederum mit Sprachforschungen so unzer-

trennlich verbunden, daß aus beyden zusammen genommen, ein eigenes System von Kenntnissen erwächst, welches das philosophische heißt und zu beyden ein gemeinschaftliches Talent erfordert wird, welches man das kritische nennen könnte.

So trocken und freudenleer das bloße Sprachstudium zu seyn scheint, und so viel es von jeher beygetragen hat, die Wissenschaften der jugendlichen Lebhaftigkeit unangenehm zu machen, so ist es doch sicher, daß, wenn die ersten Schwierigkeiten überwunden sind, und der Verstand sich damit zu beschäftigen anfängt, es schon dadurch etwas Anziehendes bekommt, daß es uns die menschlichen Ideen unter einer Mannigfaltigkeit von Formen darstellt, und zum Theil unter kürzern, anmuthigern, ausdrucksvollern Formen, als es die in unserer Muttersprache sind.

Überdies, so wie die Schwierigkeit und Verwicklung, die der Anfänger in den geometrischen Beweisen und in der algebraischen Rechnungsart findet, ihm, wenn er in beyden weiter gekommen ist, desto mehr Vergnügen zubereitet, weil er dann jene Schwierigkeiten überwunden und diese Verwicklung aufgelöst sieht: so gibt auch die Erlernung der alten Sprachen, und die Erklärung der alten Schriftsteller — die oft nur durch eine Art von Deciffir-Kunst möglich ist — dem Humanisten in einem vorzüglichen Grade diejenige Geisteslust, welche in der Auffindung verborgener oder in der allmählichen Aufstellung dunkler Gegenstände besteht. — Daher kommt es vielleicht auch, daß wir den Inhalt und den Geist dieser Schriften, die Gedanken selbst sowohl als die Kunst des Vortrags in ihnen, etwas über ihren wahren Werth zu schätzen geneigt sind. Wahrheiten, die uns in den Werken unserer Zeitgenossen und unserer Landsleute gleichgültig lassen, weil sie uns zu geläufig geworden sind, und wir sie zu leicht übersehen, erregen bey uns Aufmerksamkeit und Theilnahme, wenn wir sie bey einem Griechen und Römer, bekleidet mit einem uns so fremden Ausdrücke wieder finden, daß eine neue Anstrengung nöthig ist, ihren Sinn, oder ihre Gründe einzusehen. Aber eben dieser Umstand, ob er gleich zu Vorurtheilen und einer solchen Schätzung des

Alten und Ausländischen verleiten kann, weist doch auf einen reellen Nutzen hin, der sich aus dem Sprachstudium ziehen läßt. Eben diese durch die Dunkelheit des Ausdruckes geschärfte Aufmerksamkeit auf die Sachen vermehrt den Eindruck des Wahren und Schönen, wenn man endlich solches in den Werken der Alten findet. Man denkt tiefer über das Erstere nach, man empfindet das Letztere inniger, wenn es Zeit und Mühe gekostet hat, es zu entdecken.

Über das gegenseitige Verhältniß der geistigen und sinnlichen Anlagen des Menschen.

Von Schiller.

Es lassen sich in allem dreyerley Verhältnisse denken, in welchen der Mensch zu sich selbst, d. i. sein sinnlicher Theil zu seinem vernünftigen, stehen kann. Unter diesen haben wir dasjenige aufzusuchen, welches ihn in der Erscheinung am besten kleidet und dessen Darstellung Schönheit ist.

Der Mensch unterdrückte entweder die Forderungen seiner sinnlichen Natur, um sich den höhern Forderungen seiner vernünftigen gemäß zu verhalten; oder er kehrt es um und ordnet den vernünftigen Theil seines Wesens dem sinnlichen unter, und folgt also bloß dem Stöße, womit ihn die Naturnothwendigkeit, gleich den andern Erscheinungen, fort treibt; oder die Triebe des Letztern setzen sich mit den Gesetzen des Erstern in Harmonie und der Mensch ist einig mit sich selbst.

Wenn sich der Mensch seiner reinen Selbstständigkeit bewußt wird, so stößt er alles von sich, was sinnlich ist, und nur durch diese Absonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühle seiner rationalen Freyheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widersteht, von seiner Seite eine merkliche Gewalt und große Anstrengung erfordert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde von sich zu halten, und den nachdrücklich sprechenden Instinct zum Schweigen zu bringen. Der so gestimmte Geist läßt die von ihm abhängende Natur, sowohl da, wo sie im Dienste seines Willens

handelt, als da, wo sie seinem Willen vorgreifen will, erfahren, daß er ihr Herr ist. Unter seiner strengen Zucht wird also die Sinnlichkeit unterdrückt erscheinen, und der innere Widerstand wird sich von außen durch Zwang verrathen. Eine solche Verfassung des Gemüthes kann aber der Schönheit nicht günstig seyn, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freyheit hervorbringt, und es wird daher auch nicht Grazie seyn können, wodurch die mit dem Stoffe kämpfende moralische Freyheit sich kenntlich macht.

Wenn hingegen der Mensch, unterjocht vom Bedürfniß, den Naturtrieb ungebunden über sich herrschen läßt, so verschwindet mit seiner innern Selbstständigkeit auch jede Spur derselben in seiner Gestalt. Nur die Thierheit redet aus dem schwimmenden ersterbenden Auge, aus dem lüstern geöffneten Munde, aus der erstickten bebenden Stimme, aus dem kurzen geschwinden Athem, aus dem Zittern der Glieder, aus dem ganzen erschlaffenden Bau. Nachgelassen hat aller Widerstand der moralischen Kraft und die Natur in ihm ist in volle Freyheit gesetzt. Aber eben dieser gänzliche Nachlaß der Selbstthätigkeit, der im Moment des sinnlichen Verlangens und noch mehr im Genuße zu erfolgen pflegt, setzt augenblicklich auch die rohe Materie in Freyheit, die durch das Gleichgewicht der thätigen und leidenden Kräfte bisher gebunden war. Die todten Naturkräfte fangen an, über die lebendigen der Organisation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Masse, die Menschheit von gemeiner Natur unterdrückt zu werden. Das seelenstrahlende Auge wird matt, oder quillt auch gläsern und stier aus seiner Hohlung hervor; der feine Inkarnat der Wangen verdickt sich zu einer groben und gleichförmigen Lüncherfarbe; der Mund wird zur bloßen Öffnung, denn seine Form ist nicht mehr Folge der wirkenden, sondern der nachlassenden Kräfte; die Stimme und der seufzende Athem sind nichts als Hauche, wodurch die erschwerte Brust sich erleichtern will und die nun bloß ein mechanisches Bedürfniß, keine Seele verrathen. Mit Einem Worte: bey der Freyheit, welche die Sinnlichkeit sich selbst nimmt, ist

an keine Schönheit zu denken. Die Freyheit der Formen, die der sittliche Wille bloß eingeschränkt hatte, überwältigt der grobe Stoff, welcher stets so viel Feld gewinnt, als dem Willen entrißen wird.

Ein Mensch in diesem Zustande empört nicht bloß den moralischen Sinn, der den Ausdruck der Menschheit unnachlässiglich fordert; auch der ästhetische Sinn, der sich nicht mit dem bloßen Stoffe befriedigt, sondern in der Form ein freyes Vergnügen sucht, wird sich mit Ekel von einem solchen Anblick abwenden, bey welchem nur die Begierde ihre Rechnung finden kann.

Wenn also weder die über die Sinnlichkeit herrschende Vernunft, noch die über die Vernunft herrschende Sinnlichkeit sich mit Schönheit des Ausdruckes vertragen: so wird (denn es gibt keinen vierten Fall) derjenige Zustand des Gemüthes, wo Vernunft und Sinnlichkeit — Pflicht und Neigung — zusammen stimmen, die Bedingung seyn, unter der die Schönheit des Spiels erfolgt.

Um ein Object der Neigung werden zu können, muß der Gehorsam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben; denn nur durch Lust und Schmerz wird der Trieb in Bewegung gesetzt. Die wahre Tugend ist nichts anders, als eine Neigung zu der Pflicht. Wie sehr auch Handlungen aus Neigung, und Handlungen aus Pflicht in objectivem Sinne einander entgegen stehen, so ist dieß doch in subjectivem Sinne nicht also, und der Mensch darf nicht nur, sondern soll Lust und Pflicht in Verbindung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freude gehorchen. Nicht um sie wie eine Last wegzuverwerfen, oder wie eine grobe Hülle von sich abzustreifen, nein, um sie außs innigste mit seinem höhern Selbst zu vereinbaren, ist seiner reinen Geisternatur eine sinnliche beygestellt. Dadurch schon, daß sie ihn zum vernünftig sinnlichen Wesen, d. i. zum Menschen machte, kündigt ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was sie verbunden hat, auch in den reinsten Äußerungen seines göttlichen Theiles den sinnlichen nicht hinter sich zu lassen, und den Triumph des Einen nicht auf Unterdrückung

kung des Andern zu gründen. Erst alsdann, wenn sie aus seiner gesammten Menschheit, als die vereinigte Wirkung beyder Principien, hervor quillt; wenn sie ihm zur Natur geworden ist: ist eine sittliche Denkart geborgen; denn so lange der sittliche Geist noch Gewalt anwendet, muß der Naturtrieb ihm noch Macht entgegen zu setzen haben. Der bloß niedergeworfene Feind kann wieder aufstehen, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden.

Die menschliche Natur ist ein verbundeneres Ganze in der Wirklichkeit, als es dem Philosophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt ist, sie erscheinen zu lassen. Nimmermehr kann die Vernunft Affecte als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Mensch da, wo er moralisch gesunken wäre, nicht wohl in seiner eigenen Achtung steigen. Wäre die sinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die mitwirkende Partey, wie könnte sie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumphe hergeben, der über sie selbst gefeyert wird? Wie könnte sie eine so lebhaft theilnehmerinn an dem Selbstbewußtseyn des reinen Geistes seyn, wenn sie sich nicht endlich so innig an ihn schließen könnte, daß selbst der analytische Verstand sie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann.

Der Wille hat ohnehin einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Vermögen der Empfindungen, als dem der Erkenntniß, und es wäre in manchen Fällen schlimm, wenn er sich bey der reinen Vernunft erst orientiren müßte. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für einen Menschen, wenn er der Stimme des Triebes so wenig trauen darf, daß er gezwungen ist, ihn jedesmahl erst vor dem Grundsatz der Moral abzuhören; vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er sich demselben, ohne Gefahr, durch ihn mißgeleitet zu werden, mit einer gewissen Sicherheit vertraut. Denn das beweiset, daß beyde Principien in ihm sich schon in derjenigen Übereinstimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menschheit und dasjenige ist, was man unter einer schönen Seele versteht.

Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affect die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen. Daher sind bey einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich heißen kann. Die schöne Seele hat kein anders Verdienst, als daß sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Instinct aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt, wie eine freywillige Wirkung eben dieses Triebes, in die Augen. Daher weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Zögling der Sittenregel, so wie das Wort des Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit seyn wird, vom Verhältniß seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet sieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Principien der Kunst lernen könnte. Aber in einem schönen Leben sind, wie in einem Titianischen Gemälde, alle jene schneidenden Grenzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger, harmonischer hervor.

In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Nur im Dienst einer schönen Seele kann die Natur zugleich Freyheit besitzen und ihre Form bewahren, da sie erstere unter der Herrschaft eines strengen Gemüthes, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine schöne Seele gießt auch über eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit mangelt, eine unwiderstehliche Grazie

aus; und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt seyn. Heiter und frey wird das Auge strahlen und Empfindung wird in demselben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkürlichen Bewegungen zu bemerken seyn, denn die Seele weiß von keinem. Musik wird die Stimme seyn, und mit dem reinen Strome ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektonische Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erstaunen erregen, aber nur die Anmuth wird hinreißen.

Über Liebe und Freundschaft.

Von Herder.

Es ist eine schöne Sage der ältesten Dichtung, daß Liebe die Welt aus dem Chaos gezogen und die Geschöpfe mit Banden des Verlangens und der Sehnsucht wechselseitig an einander geknüpft hat; daß mit diesen zarten Banden sie alles in Ordnung erhalte und zu dem Einen leite, der Quell alles Lichtes ist, wie aller Liebe. Unter wie mancherley Nahmen und Einkleidungen dieß dichterische System vorgetragen ward: so ist an ihm überall dieß Allgemeine kenntlich; daß Liebe die Wesen vereinige, wie Haß sie scheide; in Liebe und Vereinigung gleichartiger Dinge bestehe aller Genuß der Götter und Menschen; Sehnsucht und Verlangen endlich seyen gleichsam die Brautführerinnen der Liebe, die starken und doch zarten Arme, die allen Genuß herbeiziehen, vorbereiten, ja die selbst das größte Vergnügen vorahnend gewähren.

Je geistiger der Genuß ist, desto dauernder wird er, desto mehr ist auch sein Gegenstand außer uns dauernd. Das Bild der Alten von der Freundschaft, die beyden in einander geschlungenen Hände, scheinen das beste Sinnbild ihrer Vereinigung, ihres Zweckes und Genusses zu seyn; bedeutender, als die zwey gleich gestimmten Saitenspiele. Diese drücken nichts

aus als Geselligkeit, die lange noch nicht Freundschaft ist. Ein geselliger Mensch ist leicht- und wohlgestimmt; er stimmt sich selbst leicht zu jeder Gesellschaft, und so stimmt sich auch diese leicht zu ihm. Er drückt niemand mit seinem Daseyn, er verengt keinen, und so ist jedermann gern um ihn; man ist auch auf einen gewissen Grad mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Mensch habe nichts Arges. Charaktere der Art sind zum täglichen Umgange gut; aber Freundschaft — welch ein anders heiliges Band ist diese! Herzen und Hände knüpft sie zu Einem gemeinschaftlichen Zwecke zusammen, und wo dieser Zweck augenscheinlich, wo er fortwährend, anstrengend, selbst unter oder hinter Gefahren vorliegt: da ist das Band der Freundschaft oft so genau, fest und herzlich, daß nichts als der Tod es zu trennen vermochte. Der Phalanx griechischer Freunde im Kriege, die Alle wie Einer siegten oder starben; jene hellen Zwillingsgestirne der Freundschaft, die unter allen Nationen, Hebräern, und Griechen und Wilden, aus der Nacht der Zeiten hervor glänzen, und dem menschlichen Herzen so wohl thun, wodurch waren sie Freunde? Gemeinschaftlicher Zweck verband sie; Gefahr zog den Knoten zusammen; erprobte Treue, fortgehender wachsender Eifer, glorreiche Mühe, gemeinschaftlicher Genuß der Mühe, Noth und Tod endlich machten den Knoten unauflöslich. Wie wahr ist's, was jener Freund von seinem Freunde singt: „Deine Liebe war mir mehr als Frauenliebe!“ Die Schöpfung kennt nichts Edlers, als zwey freiwillig und unauflöslich zusammen geschlungene Hände, zwey freiwillig Eins gewordene Herzen und Leben.

Auch Ehe soll Freundschaft seyn, und wehe, wo sie's nicht ist, wo sie nur Liebe seyn sollte! Es ist einem edlen Weibe süß, auch um ihres Mannes willen zu leiden, geschweige sich mit ihm zu freuen, und er sich in ihr, sie sich in ihm wirksam, fröhlich, geschäft und glücklich zu fühlen. Die gemeinschaftliche Erziehung der Kinder ist der schöne leitende Zweck ihrer Freundschaft, der noch im grauen Alter Beyde süß belohnt. Als zwey verschlungene Bäume stehen sie da, und werden dastehen, umringt vom

Kranze jugendlich grünender Bäume. — Überhaupt ist gemeinschaftliches Leben das Mark der wahren Freundschaft; Aufschluß und Theilung der Herzen, innige Freude an einander, gemeinschaftliches Leid mit einander, Rath, Trost, Bemühung, Hülfe für einander sind ihre Kennzeichen, ihre Süßigkeiten und Belohnung. — Es gibt Augenblicke der Sympathie ohne die mindeste äußere Veranlassung, die zwar die Psychologie nicht erklärt, aber die Erfahrung lehrt und bekräftigt. Es gibt Erinnerungen abwesender Freunde an einander, die oft von der wunderbarsten, mächtigsten Art sind. Wenn überhaupt die Seele je die geheime Kraft hätte, ohne Organ unmittelbar in eine andere Seele zu wirken, wo könnte es natürlicher seyn, als bey der Freundschaft. Diese ist reiner und also gewiß auch mächtiger, als die Liebe; wenn diese sich zur Stärke und Dauer der Ewigkeit erheben will, muß sie erst, von der groben Sinnlichkeit geläutert, echte und wahre Freundschaft werden. Wie selten gelangt sie dahin! Sie zerstört sich selbst oder zerstört ihren Gegenstand mit durchdringenden, fressenden Flammen. Aber die Gluth der Freundschaft ist reine, erquickende Menschenwärme. Die beyden Flammen auf Einem Altar spielen in einander, heben und tragen frohlockend einander, und oft noch in der Stunde der traurigsten Scheidung schweben sie fröhlich und innig in's Land der reinsten Vereinigung, der treuesten, untrennbaren Freundschaft.

Am nächsten steht der Freundschaft die Alternzärtlichkeit, die väterliche und mütterliche Liebe. Sie ist göttlich; denn sie ist uneigennützig und sehr oft ohne Dank. Sie ist himmlisch; denn sie kann sich auch in Viele zertheilen und bleibt immer ganz, immer ungetheilt und neidlos. Endlich ist sie auch ewig und unendlich; denn sie überwindet Liebe und Tod.

Zu wem kann ich von der zärtlichen, göttlichen, ewigen Alternzärtlichkeit hinauf steigen, als zu Dir, zärtlichster, höchster Vater! Meine Sprache hat keine Worte, die Empfindung zu nennen, mit der du dich in jedes Geschöpf, in jede Nerve und Winkel eines schlagenden Herzens setztest und jedem dersel-

ben seinen für Andere unübersehbaren, unerklärbaren Genuß gabst. Deine ganze Schöpfung ist ein Gewebe, das die Macht aus dem Nichts hervor zog, die Weisheit einschlug und dem die Liebe ihre tausendgestaltigen, sinn- und liebevollen Figuren einwebte. Wer sollte dich also nicht lieben, da jedes Geschöpf nur zu dir ziehet, zu dir weiset? Und wer kann es, wie er sollte, da er im Meere deiner Gedanken und vorgefühlten Empfindungen untergethet? Du hast das Schicksal aller Altern, daß sie mehr lieben, als geliebt werden; aber du hast vor allen das voraus, daß du die Sehnsucht nach dir in mir selbst erschaffen hast und mich an Banden des Erkenntnisses und der Liebe dir immer näher zuführen kannst. Mein ganzes Herz sagt es mir, du werdest und müßest es thun; denn das kleine Fünkchen Erkenntniß und Liebe in mir ist ja nur ein Abglanz der unendlichen Flamme deines Herzens. Du mußt mich also tausendfach inniger erkennen, nennen, suchen und lieben, als ich dich nennen und suchen kann; und dieser ewige Zug deines Herzens zu dem meinen ist mir ein eingepflanzter Bürger meiner unsterblichen Neigung zu dir und des immer wachsenden Genusses deiner.

Über die Unsterblichkeit der Seele.

Von Starke.

Der herzlichste Wunsch, für meinen Vortrag einen Ihrer Aufmerksamkeit würdigen Gegenstand zu wählen, mußte mich sehr leicht an die größte Hoffnung des denkenden Menschen, an die Hoffnung der Unsterblichkeit, erinnern.

Da sittliche Würde etwas Höheres ist, als Vortheil und Lust; da wir uns in einem künftigen Zustande des süßern Genusses die Seligkeit selbst nicht ohne innere Vortrefflichkeit, da wir nur durch diese uns Freude denken können, die sittliche Würde aber einer unendlichen Veredlung fähig ist: so kann der Zweck der Sittlichkeit und Tugend kein anderer seyn, als das stete Wachsen an innerem Adel, das stete Fortschreiten in innerer Vollkommenheit. Dieser Zweck setzt seiner Natur nach eine un-

endliche Dauer voraus. Ohne Unsterblichkeit der Seele aber würde in jedem bey dem Sterben mit seinem Daseyn sein Zweck zerstört.

Wir sind unsterblich — und die Vernunft ist befriedigt; wir sind unsterblich, und alles zerfließt in Harmonie. Die Tugend gebiethet Vereblung, und alles, was sie will, ist Mittel dazu; jedes Hingeben eines Vortheils ist ein Schritt höher auf der empor leitenden Bahn; jeden Kampf belohnt Sieg; Aufopferung des Lebens selbst ist nicht Zerstörung, sondern Erringen der Vollkommenheit, nicht Verlust, sondern Gewinn; die Tugend hat ein Ziel erreicht, das nichts zerstören und verrücken kann, das dem Laufenden immer heller und heller, und am hellsten im Tode glänzt; der Tod ist nicht mehr furchtbar; wir scheuten sein finsternes, drohendes Gesicht, und siehe! sein Antlitz ist nur ernst aber freundlich; wir zitterten vor seiner eiskalten, starren Hand, und siehe! seine Hand ist warm und stark, uns hinauf zu heben, dahin, wo sich Tugend und Glückseligkeit vereinigt.

Die Vernunft selbst macht es uns also nothwendig, eine fortgehende Erziehung, Fortdauer im Tode zu glauben. Und nun erheben wir unsere Augen und schauen umher und finden fröhlich die Schätze, welche die Vernunft uns verspricht, auch in dem Gebiete der Erfahrung, in der uns umgebenden Welt, in der menschlichen Natur und in der Geschichte der Menschheit uns verbürgt. Auf der Erde beginnt unsere Erziehung, und alles, was sie uns darbiethet, ist von dem sittlichen Ordner und Erzieher, von Gott selbst, so eingerichtet, daß es uns in dem Glauben befestigen muß: wir werden nicht vergehen. In diesem Gedanken, durch welchen nicht bloß die Vernunft mit sich selbst einig, sondern auch alles Äußere mit unserm Innern in beseligender Harmonie erscheint, erhalten nun alle längst für unsere Fortdauer aus einander gesetzten Gründe, an welche ich nur noch erinnere, eine sehr wohlthätige Kraft. In der ganzen Welt um uns her lesen wir: wir werden nicht vergehen.

Nirgends sehen wir in der Natur den grausen Sprung

vom Seyn zum Nichtseyn. Wenn ein hoher Baum vor uns prangte, und mit einem Mahle vernichtet verschwände, wie würden wir starren, wie würde dieß Unbegreifliche uns empören! Wäre es wohl weniger unbegreiflich, weniger empörend, zu denken, daß ein menschlicher Geist, der in vielfacher Wirksamkeit walzet, durch einen Kugelschlag, durch einen Dolchstich, der den mit ihm verbundenen Leib trifft, augenblicklich zu — Nichts würde? Die Natur zeigt aber nicht bloß keine plötzliche Vernichtung, sie zeigt überall keinen Untergang. In unermüdlichem Kreislaufe verändert und erneuert sich alles, alles keimt, wächst, blüht, reift, welkt, zerfällt und gewährt durch seine Auflösung wieder Nahrung für Keime, Blüthen und Früchte. Das Blättchen, das verdorret vom Baume rieselt, gibt Stoff zu frischen Gestalten, und der edle Geist des Menschen würde vertilgt? Alles Körperliche ist nur wichtig in Beziehung auf vernünftige Wesen, ist nur Mittel; die Mittel blieben und die Zwecke würden zerstört?

Nein, o nein, der Mensch wird nicht vergehen! rußt du immer, junge Natur, liebliche mütterliche Erde, holder Erziehungsplatz hoffnungsvoller Kinder, freundlicher Spielplatz von Unsterblichen. Schmücke dich, Natur, die du nicht denkst, für die denkenden Zöglinge, schmücke dich, Erde, der Frühling ist nahe, schmücke dich schön! im Dufte der Blüthen, unter welchem die Bäume sich beugen, auf dem Blumenteppeiche der Wiesen, an dem Strauche, dessen Rose sich unserer Hand entgegen neigt, in der Gluth des Abendroths, beym Nachtigallenliede wollen wir fühlen: wir sind unsterblich! Ist doch überall Wiederaufblühen, ist doch nirgends Vernichtung, ist's doch, als hätte der große Vater alles absichtlich so eingerichtet, daß wir nicht einmahl Vernichtung denken können. Wir vermögen dieß eben so wenig, als wir eine Verwandlung, durch welche die Seele in etwas überginge, was nicht Seele wäre, als wir eine dem Zerfallen des Körpers ähnliche Auflösung derselben begreifen, da die Seele auf eine ganz andere Art ist und wirkt, als der Körper.

Die Abhängigkeit des Geistes vom Leibe kann mich nun auch nicht bekümmern: ist sie denn ganz so groß, als man oft

sagt? behauptet nicht auch der Geist über den Leib und die Theile desselben eine unverkennliche Herrschaft? zeigt nicht der Geist eine eigene Bestandheit? Wenn nach mehreren Jahren der Leib etwas durchaus anders geworden ist, fühlt sich der Geist dann nicht noch immer als derselbe und übersteht seine Zustände? bildet er sich nicht selbst im Wahnsinne mit erstaunlicher Kraft eine neue Welt? bleibt der Künstler, wenn sein Werkzeug verdorben, ja wenn es zerschmettert wird, nicht dennoch Künstler? braucht er um ein neues Werkzeug so bange zu seyn? Mag ich doch mein gegenwärtiges Werkzeug verlieren, ich habe ja die Unendlichkeit vor mir, und in ihr Ausschicht auf mannigfaltige Mittel des Ersatzes; mag doch der Schlaf, mag Krankheit und der Tod meine geistige Wirksamkeit unterbrechen, ich habe ja die Unendlichkeit vor mir, mit welcher verglichen, jene kleine Hemmungen fast wie nichts verschwinden. Wir werden nicht vergehen! Wir sind ja einer unaufhörlichen Ausbildung und Veredlung fähig. Mag ich doch die Art derselben nicht ganz einsehen und bestimmen können; kann denn das Kind an der Brust der Mutter nur dunkel träumen, was es hienieden noch wird; ist es dem Säuglinge nur möglich, seine künftige Reise, den künftigen Reichtum seiner Kenntnisse, das künftige Licht seiner Einsichten, die Weite und Gewalt seines künftigen Wirkungskreises zu denken? Wir können, wir sollen vollkommen werden; dafür bürgt uns der hohe Werth des Menschen. Wie verkündigen diesen alle Arbeiten, alle Gewerbe, alle Künste und Wissenschaften! Wie ersehnt und sammelt der Mensch Kenntnisse und Einsichten, die über seine irdischen Bedürfnisse hoch hinaus gehen! Wie schwingt sich der Geist über das Fehlbare und Sinnliche empor in das Gebieth der Gedanken, und lebt und webt darin, wie in seiner Heimath. Wie ist ihm die Erde nicht genug; wie steigt er zu Sonnen und Monden und Sternen, wie steigt er von Welten zu Welten, und ahnet in ihnen eben so wohl Stoff zu steten Beschäftigungen, als einstige Wohnplätze! Wir werden nicht vergehen!

Nicht umsonst lechzt in uns der Durst nach Leben und Fortdauer, und reinerer Einsicht und reinerer Tugend. Dieser Durst ist über blöde, sinnliche Triebe erhöht, er verstärkt sich mit den edelsten Kräften so gleichmäßig, daß mit den Fortschritten in der Ausbildung die Sehnsucht nach Unsterblichkeit immer heißer, immer glühender wird. Unsere vernünftigsten, lautersten, erhebendsten Wünsche und Hoffnungen werden ja nicht getäuscht werden. Nein, wir vergehen nicht! Wir schmachten nach Übereinstimmung, nach Befriedigung und Harmonie. Und diese dürfen wir erwarten. Wenn wir sie auch hiernieden nicht ganz und vollständig genießen können, so erweist doch wieder die Erfahrung in dem süßen Lohne, den schon hier die Tugend meistens findet, daß wir nicht geschaffen sind, bloß aufzustreben, um zurück zu sinken, zu kämpfen und zu erliegen; sie läßt in ihrem milden Frieden in voraus empfinden, wie uns seyn wird, wenn diesen Frieden kein Streit, kein Sturm von außen her mehr stört. Jedes Wehe, auch das schmerzlichste, jede Pein, auch die quälendste, ist nun Wohlthat, jedes Leiden ist ja nun Erziehungsmittel. Selbst die niederschlagendsten, die sittlichen Übel, selbst Laster und Verbrechen können uns nun in unsern wichtigen Überzeugungen nicht mehr verwirren. Sie sind bejammernswürdige Mißgriffe der irdischen Böglinge, Mißbräuche von Kräften, deren Folgen in's Unendliche hier bemerkbar bleiben müssen; aber die Verirrten können ihre Kräfte besser gebrauchen lernen, die, welche der menschlichen Erziehung nicht gelingen wollten, welche die Gesellschaft von sich austieß, können in deinen Armen, unaussprechliche Gnade, können deiner Erziehung, Allerziehender, noch einst gerathen!

Wir sind unsterblich und alles, alles ist in Harmonie, und das Herz mit seinen innigsten, theuersten, seligsten Gefühlen entzückt sich im Genuße dieser Harmonie. Freundschaft und Särtlichkeit sind nun keine versiegenden Wallungen, wie die des erhigten Blutes; ihre Verbindungen sind auf die Ewigkeit berechnet. Wir geben und nehmen nicht Liebe, um einst an den Siegen der Geliebten zu verzweifeln, und die Hände

über ihren Gräbern zu zerringen. Sie scheiden und sagen uns: Lebt wohl auf Wiedersehen! Wir scheiden und sagen: Lebt wohl auf Wiedersehen! Unsere Schätzung der Verstorbenen hat nun ihren Grund. Unsere Achtung und Wärme ist nicht zerflatterndem Staube, sondern Vollendeten geweiht. Wenn ein Gewissenhafter bey dem Andenken an seine Todten, besorgt sich fragt: Habe ich euch wohl je bekümmert, ihr Guten? Ihr werdet mir nicht zürnen auf eurer lichten Bahn, ich habe es nicht so böse gemeint; wenn ein Anderer in dem tröstenden Bewußtseyn der Erfüllung aller Pflichten gegen seine Verstorbenen sich sagt: Gewiß, ihr Guten liebt mich noch, seht wohl der Zeit schon entgegen, in welcher ich euch nachkomme; so sind diese Gefühle nicht vermorschten Gebeinen, sondern erhöhten Wesen geheiligt.

Wir sind unsterblich. Mit dieser Hoffnung strebten von jeher, streben noch jetzt alle nur einiger Maßen gebildeten Völker und Menschen über ihren ersten beschränkten Zustand hinaus, wie der junge Vogel im dunklen Gefühl seiner Natur die zarten Zittige regt, durch welche er einst aufschweben wird. Von den Philosophemen der alten Platonen, von den lieblichsten Gebilden, wie sie der jugendlichen Phantasie unter deinem Himmel, fruchtbare Pflegerinn von Denkern und Dichtern, holdes Griechenland, gedeihen mußten; von den Gemälden des bezaubernden Elysium, bis zu den abenteuerlichsten Vorstellungen roher Nationen von ihrem Seyn nach dem Tode, ist doch alles nur Träumen und Gespräch der Kinder, die in der Fremde sind von der lieben Heimath. Süß und erhebend ist dieß Gespräch von der Heimath, und verträgt sich gewiß mit der heitersten Freude, mit dem frischesten Kraftgefühl. Der Vergnügte drücke den Vergnügten mit Entzücken an die Brust und jauchze: Wir sind unsterblich! Von Knaben und Jünglingen umgeben, denke der Lehrer, wenn er bey seinen ernstern Geschäften Ermunterung bedarf: Wir sind unsterblich! Sollte ich für diese Kinder und Jünglinge nicht thun, was ich kann? Diese Kinder und Jünglinge sind unsterblich? Wo eine Gesellschaft ist, welche die schwachen Übungen der Jugend beachtet,

weil sie Versuche zum Gebrauche von Kräften sind, rufe der Frohe der frohen Versammlung: Wir sind unsterblich!

Über die Art, wie man studiren muß.

Von J. G. Müller.

Um weder zu arm an Kenntnissen, noch zu überladen von denselben zu werden, so stellen Sie sich, mein Freund, nur von Zeit zu Zeit den Zweck, zu welchem Sie die Wissenschaften studiren wollen, recht lebhaft vor; der sey ihr Leitstern. Er wird Sie nicht nur gegen schändliche Verirrungen und Abschwefungen verwahren, sondern Ihnen auch für die eigene Bearbeitung derselben das rechte Licht aufstecken. Treiben Sie nur die Gelehrsamkeit mit einem freyen Geiste, und wählen Sie sich aus jeder Wissenschaft nur das Schönste, Beste, für Sie Tauglichste; das andere lassen Sie, ohne es zu verachten, für Andere liegen. Ihr Zweck sey nie (wozu eben nicht viel erfordert würde), mit Vielwisserey sich unter ihres Gleichen auszuzeichnen, sondern ihren Geist zu bilden und zu üben, Erfahrungen Anderer mit den ihrigen zu verbinden, ihre Grundsätze dadurch zu reinigen, zu stärken, zu bereichern, damit sodann durch diese ihr Betragen desto sicherer geleitet, und einst ihre Wirksamkeit zum Besten des Ganzen erweitert werde.

Wenn Sie sich auch, mein hoffnungsvoller Freund von dem, was Sie für ihre eigene Ausbildung künftig thun, und wie Sie überhaupt seyn wollen, ein recht glänzendes Ideal machten, und mit Enthusiasmus das Werk anfangen, so würde ich darüber nicht erschrecken. Sie müssen eine große Form in der Seele haben, der Sie nachstreben. Eine solche ist in ihren Jahren nützlich und fast nöthig, wenn Sie vom Flecke kommen sollen. Sie wird Sie anspornen; und wenn das Ziel auch immer vor Ihnen zu weichen scheint, so werden Sie doch ohne Vergleich weiter kommen, als die, welche gar keines vor sich sehen, als etwa ein Stück Brod.

Über das Lesen gebe ich nicht gerne viele Regeln. Sie werden doch nicht beobachtet, und schränke mich also nur auf

folgende ein. Lesen Sie wichtige Bücher, besonders die classischen und historischen Schriftsteller, im Anfange ihrer Studien nie anders als mit der Feder in der Hand; d. h., zeichnen Sie sich Alles, was Ihnen bemerkenswerth vorkommt, hauptsächlich eigene Gedanken, die Ihnen darüber befallen, fleißig auf, am besten ist es, unter gewisse Titel, wo man sie leicht wieder finden kann; und legen Sie diese in eine systematische Ordnung, wodurch Ihnen das Studium derjenigen Wissenschaft, wozu das Excerpt gehört, leicht und unvermerkt geläufig wird. Sie üben dadurch nicht nur ihre Schreibart in passendem und leichtem Ausdrucke der Gedanken, und ihren Geist im Aufmerken und Prüfen, sondern Sie sammeln sich einen Schatz von lehrreichen Bemerkungen, die Ihnen im gemeinen Leben und überall zur vernünftigen Schätzung der Dinge und echten Lebensweisheit unendlich vortheilhaft seyn werden.

Nach jeder wichtigern Lectüre üben Sie sich, sich's mit andern Worten zu sagen, was Sie eigentlich gelesen und gelernt haben. Wo es unmöglich ist, einen Gedanken oder wenigstens das Resultat desselben mit andern Worten, als in der Terminologie des Verfassers, zu sagen, da ist's fast allemahl bloß Wortspiel.

Wenn Sie nicht gerade eine besondere Materie durchstudiren wollen, so wechseln Sie mit ihrer Lectüre ab, zwischen Geschichtschreibern, Philosophen, Moralisten, Dichtern u. A., um nicht einförmig zu werden, und um verschiedene Arten von Darstellung kennen zu lernen.

Den Büchern von wichtigem Inhalte, die Sie zum eigentlichen Unterrichte lesen, widmen Sie die besten und heiztersten Stunden des Tages; denen, die nur zum Vergnügen sind, nur so viel, als von jenen übrig bleibt. So gemein diese Regel scheint, so nöthig ist eine Erinnerung an dieselbe. Das gewöhnliche Lesepublicum liest im Grunde fast gar nicht mehr zum Unterrichte, sondern bloß zum Zeitvertreibe; und weil dieser viel Abwechslung erfordert, so bleibt selten etwas Keelles im Kopfe, oder es wird sogleich wieder von andern Ideen verdrängt und weggewischt.

Betrachten Sie jedes Buch historisch, d. h., als ein Product eines andern Kopfes, und untersuchen Sie, wie fern seine ersten Grundsätze, und sodann die aus selben hergeleiteten Folgerungen richtig seyen. Dieß wird Sie von dem Clavensinne frey halten, der alle Meinungen annimmt, und darüber seine eigene verliert. Nur diejenigen Schriftsteller verdienen studirt zu werden, die ihr Zeitalter übersahen, und, ohne damit ungerecht gegen seine Vorzüge zu seyn, seine Mängel, seine Vorurtheile und allgemein angenommenen, und als Grundsätze vorausgesetzten Lieblingsmeinungen kannten, und zu schäken wußten; die für die Nachwelt schrieben, und gleichsam anticipirten, was erst dieselbe ganz hell machen konnte. Solche Männer, wenn sie gleich beym großen literarischen Haufen gewöhnlich wenig gelten, helfen allein ihrem Zeitalter fort, da andere es nur amüsiren.

Bei solchen suchen Sie zuerst die herrschende Haupt-Idee auf, dergleichen jeder originelle Schriftsteller hat; denn diese ist sein eigenes Werk, aus welcher alles Folgende herfließt, und die er in spätern Jahren selten mehr austauscht. Sie kommt Einem meist bald auf den ersten Blättern entgegen und erfordert das mühsamste, genaueste und anhaltendste Studium; nach diesem wird aber die Beurtheilung der Folgerungen Ihnen ganz leicht, und das Studium eines solchen Kopfes und seiner Producte für Ihren Geist höchst lehrreich und bildend seyn. Kein Sterblicher denkt allgemein; wir reihen unsere Ideen immer an irgend einen Punct an, der unsere Seele frühe schon, nach einer anfangs oft nur leisen Verührung, am hellsten entgegen glänzt, gehen von dem aus, und führen alles auf ihn zurück. Ein solches System, das für uns ganz wahr seyn mag, ist deswegen für Andere kein Gesetz und verblendet zuweilen uns selbst. Mithin ist auch den größten Schriftstellern, wofern wir unsere Eigenthümlichkeit behalten wollen, nie unbedingt zu trauen, und nur schwache Seelen machen sich zu Claven fremder Meinungen.

Endlich rathe ich Ihnen, über jede Wissenschaft, die Sie

erlernen möchten, nur die classischen Schriftsteller zu lesen, die entweder in derselben Epoche gemacht, oder Sie ganz oder in ihren wichtigsten Theilen besonders glücklich, geistreich und con amore abgehandelt haben. Einen solchen Genius hat, auch in den neuern Zeiten, fast jede Kunst und Wissenschaft einmahl gehabt, der sie gleichsam erschuf oder umschuf. Aus diesen Quellen schöpft man sie am reinsten, und es ist eine eben so angenehme als lehrreiche Betrachtung, wie sich die große Idee in ihrem Geiste formirte. Zu dem, wie spätere Zeiten sie commentirt, erweitert und verbessert haben, kommt man immer noch frühe genug.

Sowohl zu Ihrer eigenen Geistesausbildung, als wenn Sie künfrig in den Fall kommen, schriftliche Aufsätze verfertigen zu müssen, wird es Ihnen vom größten Nutzen seyn, wenn Sie sich frühzeitig üben, ihre Gedanken leicht und mit Ordnung und Klarheit auszudrücken. Ich billige es sehr, mein Freund, daß Sie sich recht oft in eigenen Compositionen üben. Unsere Gedanken bleiben so lange in einem unbestimmten Hellsdunkel, bis wir sie aussprechen oder schreiben, und wir wissen eigentlich nur so viel, als wir deutlich sagen können. Erst dadurch erhalten unsere Ideen bestimmten Umriss, werden uns selbst deutlich, und läutern sich. Jenes geschieht im Umgange, dieses in der Einsamkeit des Studierzimmers.

Lassen Sie sich im Anfange nie einen neuen Gedanken entrinnen, den Sie selbst gehabt oder von Andern gehört haben, ohne ihn so klar und so schön wie möglich aufzuschreiben, und Sie werden sehen, wie weit man in kurzer Zeit mit diesem Fleiße kommt. Es ist, als wenn wir gewisse glückliche Gedanken nur Einmahl in unserem Leben haben könnten; sie kommen uns wie durch eine Inspiration, und wer aus Bequemlichkeit diese Einfälle, Blicke, Wahrnehmungen nicht durch Schrift fixiren mag, verdient sie kaum zu haben.

Wollen Sie dann etwas Ganzes componiren, so ist der Plan dasjenige, worüber Sie zuerst und am längsten nachdenken müssen. Er ist, wie alle Anfänge, das Schwerste; wenn

Sie ihn aber im Reinen haben, so ist die Arbeit schon halb vollendet. Schreiben Sie eher keine Sylbe auf, bis der Plan ganz hell, deutlich, fest, mit allen seinen Haupttheilen vor ihrem Geiste steht; dann schreiben Sie ihn in logischer Ordnung auf; eine Übung, die Ihnen ein richtig logisches Denken unvermerkt zur Natur machen wird. Beobachten Sie diese Regel nicht, und schreiben auf, was und wie es Ihnen befällt, so gerathen Sie in's Schwärzen und niemahls wird Ordnung in ihren Schriften herrschen; oder schreiben Sie den Plan zu früh auf, ehe er im Kopfe ganz ausgebildet ist, so wird er dadurch zu fest geprägt, als daß Sie ihm wieder so leicht eine andere, bessere Form geben, oder ihn wesentlich verändern könnten. Die Gedanken sind nun schon in diesen Zaun gebannt; ein unrechtes Glied wird nur mit Mühe wieder versetzt, und oft bekommt ein ganzes Werk damit Unform und falsche Richtung. Kurz, der Plan muß das Gedachteste seyn.

Ist er einmahl hell im Kopfe, dann überlassen Sie sich ihrem Feuer, und suchen das ganze Werk in einem Guß aufzustellen, ohne für einmahl allzu ängstlich an einzelnen Theilen zu klünsteln. Das Erste, worauf bey der Ausführung gesehen werden muß, ist Kraft und Energie. Kommt diese nicht beim ersten Entwurfe hinein, so läßt sie sich auf keine Weise durch Klünsteley nachhohlen. — Hierauf lassen Sie die Arbeit eine Weile liegen und treiben ein anderes Geschäft, bis sie Ihnen fast ganz aus dem Kopfe gekommen ist. Erst dann ist es Zeit (denn ich setze voraus, daß Sie indessen an Kenntnissen und Cultur schon wieder um etwas fortgeschritten seyen), an die Correctur zu gehen. Da wird Ihnen ihre eigene Sache wieder neu seyn, und die Fehler werden ihrem geübtern Auge gleich auffallen. Langsam, bedächtig, sorgfältig bis auf die Beobachtung der Orthographie, und zu wiederholten Malen, muß diese Correctur geschehen.

Den menschlichen Körper möchte ich zum Vorbilde einer guten Composition anweisen. Das Gerippe, das alles erhält und stützt, die Adern und Flehsen, welche die Glieder ver-

binden, sind verborgen, selbst die Kraft des Blutes wirkt unsichtbar; aber das Ganze, wie schön, wie kräftig, wie majestätisch, wie harmonisch, wie gefällig ist es! Man unterscheidet wohl die Glieder; aber ihre Bände sind unter dem Bande des Fleisches so verborgen, daß sich nie der Punct angeben läßt, wo eines aufhört und das andere sich anfängt. So sollen auch in dem Werke eines Schriftstellers zwar alle einzelne Theile im Innern aufs genaueste zusammen hängen, aber der Plan, der das Gerippe des Ganzen ist, verborgen seyn.

Wer diese Kunst versteht, die dem menschlichen Geiste die schöne Bildung gibt und seine schöpferische Kraft leitet, weiß auch die trockensten Kenntnisse zu beleben, sie dem Verstande leicht, der Empfindung angenehm zu machen, und dadurch das Publicum, das ihn liest oder höret, wahrhaft zu bilden. Überall sind an sich gar keine Kenntnisse trocken, nur herzlose Menschen, die sie handwerksmäßig und ohne wahres Interesse treiben, haben sie so gemacht. Sind sie doch alle der schönen großen Natur abgelernt, wo auch das allergeringste voll Saft und Geist, und Leben und Nützbarkeit ist! —

Das Lob Gottes wegen seiner Vorsorge für die Wissenschaften.

Von Spalding.

Gott ist es, der die Menschen lehrt, was sie wissen. Darum wird er des größten Lobes, der tiefsten Verehrung und innigsten Dankbarkeit würdig. Denn Wissenschaft und Erkenntniß, die unstreitig von ihm kommt, ist eine der größten Wohlthaten, die Gott dem menschlichen Geschlechte erweist. Es würde mich viel zu weit führen, wenn ich die Vortheile herrechnen wollte, welche schon für die bessere Glückseligkeit des zeitlichen und gesellschaftlichen Lebens aus hellern Einsichten und aus einer wahren Aufklärung des Geistes fließen. Wehe dem Volke, dessen Beherrscher es nöthig finden, die Finsterniß der Unwissenheit bey demselben zu unterhalten, um desto sicherer die ihm angelegten Fesseln der Slaverrey unzerbrechlich

zu machen. Freylich, Menschen, die nie die Rechte ihrer Menschheit kennen lernen, die lassen sich am leichtesten wie Thiere behandeln, und die schleppen, wenigstens eine Zeit lang, desto mehr mit einer dummen Unempfindlichkeit das unwürdige Joch der Unterdrückung. Aber dann entbehren sie auch unzählige glückselige Vortheile, die der Schöpfer für sie, als vernünftige Creaturen, bestimmt hat und die ihnen aus der gesellschaftlichen Verbindung erwachsen könnten. Hingegen da öffnen sich mannigfaltige Quellen der höhern Annehmlichkeit und des edelsten Vergnügens, wo der aufgeklärte, gelübte Geist frey um sich sieht; wo er das wissen darf, was zu seinem Besten dient; wo er die Natur kennt, um ihre Güter nützen zu können; wo ihm seine Befugnisse sowohl als seine Pflichten einleuchten; wo er begreift, was die Ordnung und das Glück der Gesellschaft erfordert; wo er aus dem Alterthume und der Geschichte Klugheit und Muth lernt; überhaupt, wo Kenntnisse sich ausbreiten und die Seele erheben. In dem Maße, als wahrer Verstand unter den Menschen zunimmt, in dem Maße wird auch ihr Leben glücklicher. Mißbrauch und muthwillige Verderbung der Wissenschaften ist ganz etwas anders, als die Wissenschaften selbst.

Allein es ist noch etwas, was uns hier weit näher angeht, als die irdischen Vortheile des Wissens und der Einsicht. Die Religion selbst, die höchste und wichtigste aller menschlichen Angelegenheiten, hat einen überaus großen Gewinn von der Vorsorge, womit Gott Erkenntniß gibt, erhält und ausbreitet. Lasset uns ja den ungegründeten und schädlichen Gedanken verbannen, als wenn der Glaube und die wahre Verehrung Gottes das Licht der Aufklärung scheuen müsse. Es hat solche unglückliche Zeiten gegeben, wo es Andacht hieß, unwissend zu seyn; wo an der einen Seite arglistige, eigennützige Herrschaft sich am besten dabey befand, die leichtgläubige Einfalt der Menschen nach seinen Absichten zu leiten; und wo an der andern Seite die Gemüther in der dicksten Nacht des Aberglaubens sich ein Verdienst daraus machten, den Gebrauch ihres

Verstandes zu verläugnen und die größten Ungereimtheiten nicht allein zu glauben, sondern auch als heilig zu verehren. Aber eben den menschlichen Wissenschaften ist es, unter den von der göttlichen Vorsehung gebrauchten Mitteln, hauptsächlich und zuerst mit zu verdanken, daß in einem großen Theile der christlichen Welt zuerst angefangen worden, dieses Joch, welches die menschliche Natur schändete, abzuschütteln; und das Wesen der Religion bringt es mit sich, daß allemahl ihr Werth desto einleuchtender und ihre Kraft desto nützlicher wird, je mehr der Verstand den Umfang seiner Erkenntniß erweitert. Alle Wahrheit ist ursprünglich von Gott, und keine kann der andern widersprechen oder nachtheilig seyn; sondern in ihrer Verbindung wird eine durch Hülfe der andern klarer, gewisser und wirksamer. Die bessere Einsicht in die unermessliche Größe des Weltgebäudes, in die unwandelbare Regelmäßigkeit seiner Bewegungen, in die bewundernswürdigen Zusammensetzungen und Kräfte der natürlichen Dinge, machen nothwendig den Schöpfer und Erhalter der Welt in den Gedanken überlegender Menschen so viel größer und anbethenswürdiger; richtigere Begriffe sowohl von den Eigenschaften des höchsten Wesens, als von den Anlagen und Fähigkeiten der menschlichen Seele zeigen uns so viel einleuchtender unsere Verbindlichkeiten gegen den lebenswürdigen Gott, machen unsere Andacht vernunftmäßiger, reiner und edler, verwandeln die knechtische Bangigkeit in freudige Verehrung und willigen Gehorsam. Ein deutlicher und ausgebreiteter Blick auf die Begebenheiten der vorigen Zeit entdeckt uns so viel merklicher die beständigen Spuren der überall waltenden Vorsehung. Lauter Vortheile, die uns Gott zum Besten der Religion dadurch zuwendet, daß er Wissenschaften aufkommen läßt und für ihren Fortgang sorgt. So gut ist es für uns Menschen, daß Gott uns Erkenntniß gibt, daß er durch seine weisen Veranstaltungen Wissenschaften unter uns erhält und vermehrt.

Nur muß auch von unserer Seite das geschehen, was uns zukommt. Bey allen dem, was Gott hierin an uns thut; bey

allen den Kräften, Mitteln und Erweckungen, die er uns darreicht, zu Verstand und Einsicht zu gelangen, bleibt doch immer unsere Aufmerksamkeit, unsere Anstrengung, unser eigener Fleiß in der Anwendung dieser Kräfte, dieser Mittel und Gelegenheiten, nothwendig. Wahre wesentliche Vortheile vernünftiger Geschöpfe können nie anders, als durch ihre eigene Thätigkeit erlangt werden. Darum ist müßige Trägheit, Vernachlässigung und eitle Zerstreuung des Gemüths, die offenbar das Aufkommen und Zunehmen der Erkenntniß hindern, doppelt strafbar, theils als Widerseßlichkeit gegen die Absichten Gottes, die dadurch in so weit vereitelt werden, theils als Störung unsers eigenen Besten, welches aus einer nützlichen Aufklärung entstehen würde.

Aber auch da, wo schon wirkliche Wissenschaft ist, wird der Gedanke an Gott, als den Urheber derselben, wenn er in seiner ganzen Wahrheit und Lebhaftigkeit dem Gemüthe gegenwärtig bleibt, den wichtigsten Nutzen stiften. Wir werden dann desto weniger den Dank vergessen, den wir der Quelle alles Guten schuldig sind. Und wer dieß mit Ernst bedenkt, der wird auch hierbey mit einem so viel stärkern Eindrücke seine gänzliche Abhängigkeit von Gott empfinden. Dieß würde diejenigen Bescheidenheit lehren, die freylich den Werth dieser Tugend am besten kennen sollten und denen doch oft so viel daran fehlt, diejenigen nämlich, die durch Wissenschaft und Einsicht über Andere erhaben sind, oder auch nur über sie erhaben zu seyn glauben. Wer machte euch, ihr, die ihr euch weise dünkt, wer machte euch zu dem, was ihr seyd? War es eure Wahl und Anordnung, daß ihr mit den Anlagen einer stärkern Verstandeskraft gebildet wurdet und auf die Welt kamet? Schafftet ihr selbst die Verbindung der Umstände, die zu eurer bessern Erziehung und Unterweisung dienten? Stand es in eurer Gewalt, alle die Hülfsmittel und Gelegenheiten im voraus einzurichten, die euch in euern Erkenntnissen weiter brachten, als den, ohne seine Schuld, Einfältigen neben euch, den ihr in euerm gelehrten Stolz so übermüthig verachtet? Ihr würdet

das seyn, was er ist, vielleicht noch weniger, wenn Gott euch das alles entzogen hätte, was ihr euch selbst nicht geben konntet. Nicht das, was ihr etwa mehr wisset, sondern die Art, wie ihr es anwendet, die gewissenhafte Treue, die ihr darin beweiset, die gibt euch euern Werth und die wird euch auch desto sicherer vor der Thorheit dieses Hochmuths bewahren.

Es kann wohl für keinen Menschen zweifelhaft seyn, daß Gott uns zu dem Ende lehrt, was wir wissen, damit daraus für uns und Andere Nutzen entstehen soll. Dieß wünschte ich von allen denen bedacht zu sehen, die nach Wissenschaft streben, oder sie schon besitzen. Leere und unfruchtbare Erkenntnisse, die weiter in ihren Folgen zu nichts Wesentlichem führen, sind mit allen dem Glanze, den man ihnen oft beylegt, doch bloß ein müßiger Zeitvertreib. Wenn nun aus diesem Zeitvertreibe ein Hauptgeschäft gemacht wird; wenn mit solchen Gattungen von Wissenschaften, die nur zur Abwechslung und Erhöhung der Seele dienen sollten, die ganze Thätigkeit des Geistes erschöpft, und die bessere Nutzbarkeit aus dem Leben verdrängt wird: dann sinkt der Weise, der Kenner, der Gelehrte mit allen seinen Anmaßungen von Einsicht, Kunst, Geschmack und wie es sonst heißen mag, zu sehr von seinem wahren Werthe herunter, und seine Wissenschaften verlieren ihre edelste Würde, die darin besteht, daß sie der Welt nützlich werden. Alles, was in unserem Wissen dazu dient, uns und Andere besser und glücklicher zu machen, das ist schätzbare Weisheit; das macht unsere Erkenntnisse wahrhaft ehrwürdig, und darnach zu streben, das sind wir Gott und seinen Absichten, das sind wir unserer Verbindung mit der menschlichen Gesellschaft, das sind wir unserem eigenen Besten schuldig. Die Arten, sich mit seinen erworbenen Einsichten zum gemeinen und besondern Nutzen brauchbar zu machen, sind von unendlicher Mannigfaltigkeit. Daß für die Ordnung und Sicherheit des gemeinen Wesens gesorgt, Nahrung und Gewerbe erleichtert, die Gerechtigkeit gehandhabt, die Gesundheit der Bürger erhalten, Tugend und Sitten unter ihnen ausgebreitet und über das alles

der Weg zu einem ewig dauerndem Glücke ihnen gezeigt werde; welch ein edles Geschäft derer, die ihren Geist mit Wissenschaften aufgeklärt haben! welch ein wahres und rühmliches Verdienst! Dieß sey also das Ziel ihrer Ehrbegierde; dieß die würdige Anwendung ihrer Einsichten; damit gefallen sie dem Gott, der sie gelehrt hat, was sie wissen; und damit schaffen sie sich eine Beruhigung ihres eigenen Herzens, die ein weit besserer Lohn für sie ist, als noch so viele zugejauchzte Lobsprüche wegen einer fruchtlosen und müßigen Gelehrsamkeit.

Desto unverantwortlicher aber ist es auch, wenn ein so ehrwürdiger Gebrauch der Wissenschaften gerade umgekehrt wird, wenn diese ganz eigentlich gegen den Zweck angewendet werden, wozu sie von Gott dem Menschen gegeben sind. Einsicht und Verstand in der Seele eines Boshaften ist wie eine Mordsfackel, die, anstatt zu erleuchten und zu erwärmen, nur Verheerung und Elend anrichtet. Ein Mensch, der seine vorzüglichen Erkenntnisse dazu braucht, das Recht zu verdrehen, die Unschuld zu unterdrücken, seinem Verruge eine scheinbare Farbe zu geben, überhaupt geheimer allgemeiner, und sicherer zu schaden: ein solcher Mensch ist eben so sehr die Pest des gemeinschaftlichen Lebens, als die Schande der Wissenschaften. So kann freylich das Edelste in der menschlichen Natur gemißbraucht, das heilsamste Mittel menschlicher Wohlfahrt in verderbendes Gift verwandelt werden. Aber dennoch behält die Wohlthat selbst immer ihren unschätzbaren Werth, da sie bey einer richtigen, ihrem Zwecke gemäßen Anwendung so viel Gutes schafft; und der Gott bleibt ewig unsers Preises und unserer Anbethung würdig, der die Menschen lehrt, was sie wissen.

Erkenntet das insonderheit, ihr Jünglinge, die ihr hier lernen sollt, für die Welt nützlich und für euch selbst glücklich zu seyn. Wir sehen euch heran wachsen und zubereitet werden, um einst an unsere Stellen zu treten und dann in den verschiedenen Ordnungen und Ständen des Lebens die Erfolge von dem zu zeigen, wozu hier bey euch der Grund gelegt worden. O daß ihr dabey die Größe dieses Endzweckes und die Wichtig-

keit eurer Pflicht genugsam vor Augen haben möchtet! Bedenkt, daß Gott euch die Gelegenheit zur Erkenntniß und Wissenschaft bereitet hat und darbietet; aber auch, daß ihr ihm Rechenschaft dafür schuldig seyd, wie sie von euch angewendet worden. Diese eure Jahre der Jugend, freylich von einer Seite Jahre der Gefahr und der verderblichsten Abwege, aber auch auf der andern Seite die bequemste Zeit zu eurer Bildung und zur Gründung eures zukünftigen Glückes; diese Jahre müssen es entscheiden, was aus euch werden soll. Lasset es euch Ernst seyn, euch den Unterricht nutzbar zu machen, der euch gegeben wird. Machet kein bloßes Spiel aus den Wissenschaften, und sehet das, was etwa nur den Geist schmücken und belustigen kann, nicht in die Stelle gründlicher Kenntnisse, von welchen allein wesentliche und gemeinnützige Vortheile zu erwarten sind. Vor allen Dingen vergesset nicht, daß alle Einsichten, die ihr erlangen möget, doch ihren besten Werth nur davon haben, wenn sie euch zu guten Menschen machen, wenn sie eure Unschuld bewahren helfen, wenn sie euch zu Gott führen, so daß ihr einmahl in einem höhern Alter eures Lebens, mit einem unbeschwerten Gewissen auf eure wohlgebrauchte Jugendzeit zurück sehen könnt.

Die Kunst, sein Leben zu genießen.

Von Marezoll.

Sein Leben genießen, seines Lebens recht froh werden, dieß will und sucht jeder; dieß ist insbesondere der laute von allen Seiten wiederhallende Lieblingswunsch unserer Tage. Sein Leben genießen, seines Lebens recht froh werden, dieß kann und soll auch jeder; dieß ist die Bestimmung aller empfindenden und insbesondere aller vernünftigen, der Glückseligkeit empfänglichen Wesen. Hier vereinigt sich die Stimme des Schöpfers mit der Stimme seiner Geschöpfe; und wenn sich diese nach Genuß sehnen, so fordert er sie durch den Ruf der Natur und der Religion in jedem Alter und in jeder Lage ihres Lebens selbst zum Genuße auf. So fruchtbar die Natur an Schön-

heiten, so unermesslich das Gebieth der sinnlichen und sichtbaren, so unbegrenzt der Umfang der moralischen und geistigen Welt, so groß das Reich der Schöpfung ist: so groß ist der Vorrath dessen, was menschliche Geister, menschliche Herzen, menschliche Sinne genießen können und sollen.

Und dennoch zeigt es die Erfahrung offenbar, daß nur Wenige ihr Leben völlig genießen. Die Schuld davon scheint an den Menschen zu liegen, daß sie die Kunst zu genießen nicht verstehen und sich der Mittel zum Frohsenn nicht gehörig zu bedienen wissen. Oder heißt das wohl sein Leben genießen, wenn man immer nur die Mittel zum Genuße häuft; wenn man sein Leben verschwelgt, verträumt, wenn man die Kräfte zum Genuße leichtsinnig verschwendet? Heißt das wohl sein Leben genießen, wenn man bloß für den Körper und die Sinne sorgt, aber seinen Geist vernachlässigt und die Bedürfnisse seines Verstandes und Herzens unbefriedigt läßt?

Die Kunst, sein Leben zu genießen, setzt eine genaue Bekanntschaft mit allen dem, was sich überhaupt genießen läßt, voraus. Werde also mit dir selbst, mit deinem kunstvollen Körper, mit deinem unsterblichen Geiste, mit deinen herrlichen Anlagen und Kräften, mit deinen schätzbaren Vorzügen, mit dem, was du schon bist und hast, und was du noch künftig seyn und erlangen wirst, genau bekannt. Wie viel Angenehmes und Schönes kannst du nicht auf dem Schauplaze der Natur sehen, hören, empfinden und genießen. Hier sind ferner die Menschen deine Brüder, die ihr gleicher Ursprung und ihre gleiche Bestimmung so genau mit dir verbinden, deren Wohlstand so innig in den deinigen verschlungen, deren Umgang so lehrreich, so beglückend, so sehr Bedürfniß für dich ist; o sey und leiste ihnen alles das, was du sollst und vermagst, so wirst du dein Leben in ihnen und durch sie tausendfach genießen und die Quelle deines Vergnügens unendlich vervielfältigen. Dort ist häusliches Glück; dort wohnen Eintracht, Freundschaft und Liebe im engen Bunde beysammen; dort ist es hauptsächlich, wo man sein Leben genießt und seines Daseyns froh

wird, wo die schönsten, dauerhaftesten Freuden blühen. Hier ruft dir die Religion und biethet sich dir zur Freundin und Führerin auf deinem Pfade an. Von ihr erleuchtet und unterrichtet, von ihr erwärmt und durchdrungen, von ihr getröstet und beruhigt, von ihrem Geiste belebt und beseelt, veredelt sich dein Leben, verschönert sich diese Erde für dich, verlängert und vervielfältigt sich der Genuß aller deiner Vorzüge, wird alles Mittel und Werkzeug zur Freude und Seligkeit in deiner Hand.

Die Kunst, sein Leben zu genießen, setzt aber auch Kraft und Fähigkeit zum Genuße voraus. Diese Kraft und Fähigkeit hat zwar die Natur jedem ihrer Geschöpfe ertheilt; sie hat insbesondere dem Menschen ein sehr reiches Maß davon verliehen, aber kein anderes Geschöpf verliert seine Kraft, zu genießen und seine Fähigkeit sich des Lebens zu freuen so leicht und so oft, als der Mensch. Hüte dich also, deine Genußfähigkeit auf irgend eine Weise zu mißbrauchen, hüte dich vor selbstverschuldeter Schwäche und Entkräftung, wenn du dich nicht früher oder später gezwungen sehen willst, auf alle Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens Verzicht zu thun. — In dieser Absicht laß es deine erste Sorge seyn, der Natur zu folgen, d. h., in der Ordnung und unter den Bedingungen zu genießen, welche sie deinem ganzen Geschlechte und dir insbesondere vorschreibt. Verkünstle und verstimme also dein Gefühl nicht durch modische, übertriebene Empfindsamkeit; verzärtle und verwöhne deinen Geschmack nicht durch Uppigkeit oder durch Eigensinn; überlade weder deine Sinne, noch deine Einbildungskraft, noch dein Herz, durch verschwendeten, überflüssigen Genuß. Genieße keine Freude so oft und so lange, bis du Erschöpfung und Müdigkeit, Ueberdruß und Ekel fühlst, sondern unterbrich deine Vergnügungen zu der Zeit, wo du noch Kraft, sie fortzusetzen, in dir verspürst. Rechne aber in keinem Falle auf wahren, erquickenden Genuß, wenn du dich nicht zuvor durch Arbeit und Thätigkeit desselben fähig gemacht hast. Erfülle also deine Pflicht, widme dich deinem Berufe mit Treue und Eifer:

so wirst du stets die rechte Stimmung zum Genuße der Freude mitbringen; so wird der Gedanke, deine Pflicht gethan zu haben, jede Art von Erholung schmachhaft für dich machen. Besonders hüte dich vor dem Verluste deiner Unschuld. Was das Gefühl der Gesundheit für den Körper ist, das ist das Gefühl unserer Würde und Tugend für die Seele. Und du wolltest dich darüber wundern, wenn du, der du deine Unschuld verloren, deine Tugend verscherzt, dein Gewissen verwundet hast, unstät herum irrst, nirgends Ruhe findest und vergebens nach Lebensgenuß schmachtest?

Die Kunst sein Leben zu genießen, setzt endlich in jeder Rücksicht Verstand und Tugend voraus; Verstand, um die Grundsätze des Gewissens zu finden, und Tugend, um diese Grundsätze in Ausübung zu bringen. Gewöhne dich also nie an eine einzige Art von Vergnügen, sondern genieß alles, was du in deinen Umständen auf eine unschuldige Weise zu genießen vermagst. Suche deinen Geschmack frühzeitig zu veredeln und auszubilden; und genieße nicht alles, was du als Mensch genießen könntest, sondern genieße mit Auswahl und Rücksicht auf deine besondere und persönliche Lage.

Nach diesen Voraussetzungen läßt sich bestimmen, worin eigentlich die Kunst, sein Leben zu genießen, bestehe.

Lebensgenuß ist nichts weniger als beständiger und ununterbrochener Genuß des Vergnügens. Wer immer nur von einer Freude zur andern forteilt; wer sich besonders nur im Kreise heimlicher Vergnügungen herum treibt: der verliert, verschwelgt, verschwendet sein Leben, aber der genießt es nicht. Eine solche Lebensart öffnet gar bald jene Quellen des Ueberdusses, des Efels, des Mißvergnügens, die sich, wenn sie einmahl fließen, schwer wieder verstopfen lassen. Eine solche Lebensart führt nothwendig die Langeweile, diese Feindin und Störerin aller wahren Zufriedenheit, herbei, und ist weder der Bestimmung noch den Kräften des Menschen angemessen. Erschöpfung des Körpers, Erschlaffung des Geistes, Schwäche und Kraftlosigkeit, Unfähigkeit zum fernern Genuße sind

die nothwendigen, unvermeidlichen Folgen, welche früher oder später, aber gewiß, daraus entstehen.

Nein, Lebensgenuß ist die Kunst, sich das ganze Leben mit allem, was dazu gehört, recht angenehm und zur Freude zu machen. Genieße also mit Bewußtseyn und mit Besonnenheit; nicht bloß körperlich und sinnlich, nicht gedankenlos und mechanisch, sondern laß auch deinen Verstand und dein Herz daran Antheil nehmen. Genieße mit Rücksicht auf Gott, der dein Schöpfer und Vater ist, und dem du diese Freude verdankst; genieße mit Rücksicht auf deine Brüder, die sich entweder mit dir freuen, oder mit dir freuen möchten, ohne Neid und Mißgunst, mit zufriedener, genugsamer Fröhlichkeit. — Besonders aber lerne die Freuden kennen, die mit deinem Berufe verbunden sind. Ja, wenn wir unsern Beruf mit frohem Sinn treiben, ihn als einen wichtigen uns von der Vorsehung angewiesenen Beruf betrachten, und mit allem Eifer und mit aller Treue abwarten; wenn wir die meisten uns dabey entgegen kommenden Hindernisse glücklich besiegen; wenn wir selbst und Andere mit uns zufrieden sind; wenn wir uns unsere Kräfte, unsere Thätigkeit, unseres Fleißes freuen; wenn uns das Gefühl dessen, was wir alles zu thun und auszurichten vermögen, durchdringt: dann genießen wir unser Leben; dann ist unser ganzes Daseyn Wohlthat für uns; dann würden wir diese selbsterworbene, belohnende Freude für kein andres bloß zufälliges Vergnügen hingeben. Wenn wir unsern Wirkungskreis erweitern, wenn wir mehr Gelegenheit, Andern zu dienen, mehr Veranlassung und Aufmunterung, Gutes zu stiften, bekommen; wenn sich unsere Einsichten vermehren, wenn wir richtiger, zusammen hängender, ordentlicher denken lernen; wenn unsere Begriffe Licht und Bestimmtheit, unser Glaube und unsere Überzeugung Festigkeit, unsere Kenntnisse mehr innere Verbindung unter sich erhalten; wenn wir nach und nach immer mehr Irrthümer bestreiten, immer mehr Vorurtheile ablegen und uns durch jede gefundene Wahrheit den Weg zu neuen Eroberungen im Gebiete des menschlichen Wissens bah-

nen: dieß ist reiner, beglückender Lebensgenuß, und das frohe Gefühl, welches uns da durchströmt, läßt tausend andere angenehme Empfindungen weit hinter sich zurück. Wenn wir eine böse Begierde bekämpfen, eine heftige Leidenschaft überwinden, wenn wir uns in dieser oder jener Tugend üben und stärken; wenn sich unsere Denk- und Sinnesart immer mehr veredelt; wenn uns Gottes- und Menschenliebe immer völliger beseelen und durchdringen, wenn wir uneigennütziger und gemeinnütziger denken und handeln lernen; oder wenn wir in einzelnen Fällen einen verleumdeten Bruder mit Erfolg verteidigen, einem Bekümmerten Trost zu sprechen, einen Dürftigen erquickten, einen Hungerigen sättigen, einen Verirrten auf den Weg der Wahrheit und der Tugend zurück führen; wenn wir also getrost auf unsern Pfad zurück sehen und zu uns selbst sagen können: du bist besser und vollkommener geworden; du hast dich dem Ziele deiner Bestimmung um ein Beträchtliches genähert: du darfst den Tod, die Ewigkeit, den Weltrichter nicht fürchten; dieß ist hoher, seliger Lebensgenuß, hohes, seliges Gefühl unsers Daseyns; ein Gefühl, das uns über Himmel und Erde erhebt, uns unsere Bewandtschaft mit höhern Geistern zusichert und uns unsere zukünftige herrliche Bestimmung nicht bloß ahnen, sondern mit Gewißheit erkennen läßt.

Ja, wer sein Leben auf eine solche Art genießt, wer seine wichtigsten Angelegenheiten und alle seine Verhältnisse so zur Quelle der Freude für sich umschafft, der wird sich auch alles Übrige leicht zum Vergnügen machen; der wird die unzähligen kleinen und unbedeutenden Vorfälle, die ihm begegnen, die beständigen Veränderungen, welche sich mit ihm zutragen, die geringern Beschwerden und Übel, welche er erduldet, gewiß so betrachten, so anwenden und benutzen, daß sie seine Zufriedenheit und Glückseligkeit nicht stören, wenigstens nicht lange und anhaltend unterbrechen. Er ist des Genusses fähig, des Genusses würdig, und wird zuverlässig, wenn ihn nicht außerordentliche Feinde, nicht heftige Krankheiten niederwerfen, seine Kraft und Fähigkeit zu genießen, noch im hohen Alter besitzen.

Blick in's Universum.

Von Engel.

Nicht die Gränzen unserer Sinne sind auch die Gränzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu uns herüber schimmert. Noch viele tausende leuchten, unserem Blicke unbemerkt, im endlosen Äther, und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Erde, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen. Nicht eine Spanne blieb in der ganzen Unermesslichkeit des Unendlichen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben; und durch diese ganze zahllose Mannigfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung. Ewige Gesetze stimmen Alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff der Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten.

Zwar diese Seligkeiten faßt ein Geist nicht, der noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert und sich schon zum Staube zurück gerissen fühlt, wenn er kaum anfing, sich zu erheben. Er kann sie nicht fassen nach ihrer ganzen göttlichen Fülle, aber er kennt sie nach ihrer Natur, ihrem Wesen.

Denn welche Freude schafft nicht schon in diesem irdischen Leben die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt, in der ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt voll unendlicher Schönheit!

Erinnere dich, der du in die Geheimnisse Gottes zu schauen,

und den Plan seiner Schöpfung zu enthüllen bemüht bist; erinnere dich, als der erste kühne Gedanke in dir herauf stieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängen, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnere dich, als nun Alles in herrlicher Übereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkener Liebe du noch Einmahl das schöne Werk deiner Seele überschauetest, und deine Ähnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest! — O ja, auch schon hiernieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie es nicht, warum sehen wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu?